CUBA

INSURRECTA

ROMAN

VON

THEODOR

DUIMCHEN

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/cubainsurrecta01duim

CUBA
INSUR-
RECTA.

Cuba insurrecta

Roman

von

Theodor Duimchen

Vita
Deutsches Verlagshaus
Berlin W. 50.

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Nachdruck verboten.
Copyright 1898 by the New-Yorker Staatszeitung.

RB
Jun 4
#1071

I.

Es war noch nicht ganz zehn Uhr, und doch schien die Sonne fast schon im Zenith zu stehen: heiß brannte sie von dem dunkelblauen Himmel herab auf das graue Geröll der Punta von Habana.

Zwei Herren, in weißes Leinen gekleidet, das Haupt mit dem breitrandigen Strohhut bedeckt, wanderten auf und ab in dem feinen grauen Staub, der unter der leisen Brise leicht aufwirbelte, in kleinen Kreisen mit Strohhalmen und Maishülsen tanzte und dann wieder sacht niederfiel bis zum nächsten Atemzug des Windes. Die Luft flimmerte in der glühenden Hitze.

Die beiden schienen auf den Abgang der Dampfstraßenbahn zu warten, die von hier aus nach der Chorrera, der draußen an der Meeresküste sich entlang ziehenden Villenvorstadt, führt. Die altersschwache Lokomotive stand schon da mit den üblichen zwei Wagen hinter sich: einer für die Weißen bestimmt und einer für die

Farbigen, para personas de color, neben denen in demselben Wagen Platz zu nehmen, eine spanische Verwaltung niemand zumutet. Der Heizer, ein Mulatte, hantierte an seiner ausrangierten Maschine herum, die aussah, als hätte die Gesellschaft sie vor langen Jahren einmal als altes Eisen gekauft. Der Schaffner schritt selbstbewußt und würdevoll neben dem Wagen auf und ab.

Nach einiger Zeit hörte man hinter dem Präsidio die von der Chorrera kommenden Wagen heranpusten und klappern. Jetzt bogen sie schon um die Ecke. Die auf der Punta haltenden hatten sich inzwischen ziemlich gefüllt: Farbige, ebenso nachlässig wie malerisch angezogen, und elegante Söhne der Insel, in weißem Pikee oder Flanell, weit ausgeschnittenen Lackschuhen und buntseidenen Strümpfen, sogar einige junge Damen in Begleitung ihrer Brüder oder ihrer Dueñas waren eingestiegen, in duftigen Kleidern, Spitzenmantillen über dem schwarzen Haar und mit Fächern und goldschnittglänzenden Gebetbüchern in den Händen. Sie waren in der Messe gewesen und fuhren nun zurück, sich vor der Hitze in ihren Villen zu bergen, in deren schattigen, dem kühlen Seewind offenen Marmorhallen ihre Sklavinnen und Schaukelstühle ihrer harrten.

Während die ankommenden Wagen hinter den abgangsbereiten auf dem Platze anhielten,

winkte deren Kondukteur seinem Mulatten, der daraufhin ein ganz greuliches Geräusch mit einer zersprungenen Glocke anzuheben begann und gleichzeitig das Pfeifenventil öffnete: ein gequetschter, heiserer, halb heulender Pfiff tönte über den in der Sonne glühenden Platz, und der Kondukteur sagte, mit einer königlichen Handbewegung nach seinem Wagen hin, einladend zu den beiden Wartenden: „Wenn es den Herren gefällig ist“ — und wunderte sich, als der Größere kopfschüttelnd antwortete: „Noch nicht, Mann.“

Die Maschine setzte sich mit einiger Anstrengung in Bewegung, und bald waren die Wagen prustend und klappernd hinter der Mauerecke des Gefängnisgebäudes verschwunden.

Das Bild war genau wie vorher: wieder eine invalide Maschine mit einem Mulatten als Heizer, wieder die beiden Wagen, in deren schmalem Schatten ein Schaffner auf- und abschritt, dieselbe Totenstille über dem weiten, in der Sonne liegenden, geröllbedeckten, grauen Platz, dasselbe Spiel des Staubes um die Felsbrocken und um die beiden auf und ab schreitenden Herren in Weiß.

Der Größere, mit dem glattrasierten Prokonsulgesicht, behielt seine gute Laune. Er sagte nur leichthin, als er nach der Uhr sah: „Der Herr Neffe läßt uns warten, lieber Raden.“

Der andere, Kleinere, der einen rotblonden,

kurzgehaltenen Kinn- und Schnurrbart trug, war unruhiger; seine Schritte wurden hastiger, und häufiger flogen seine Augen über die Trümmer der ehemaligen Stadtmauer hin, nach den Mündungen der engen Straßen Habanas, die drüben am Rande des freien Platzes auslaufen.

„Das dümmste ist," sagte er, „daß ich nicht weiß, ob ich mich nur ärgere, oder ob ich besorgt bin; unangenehme Lage für mich einem Neffen gegenüber, der nur einige Jahre jünger ist als ich, und für den ich mich doch verantwortlich fühle. Vorwürfe, daß ich nachgegeben und ihn habe herüberkommen lassen, mache ich mir auch. Namentlich jetzt. Was hat man denn noch für Aussichten hier? Vom Fieber ganz abgesehen. Ich begreife schon nicht, weshalb Sie hier bleiben, Gerting; Geld genug haben Sie ja, und Sie können sich auch jeden Tag frei machen. Ich hätte es vor ein paar Jahren auch so gut haben können, und wenn ich in der Lage wie damals wäre, hielten mich keine zehn Pferde hier zurück. Die letzte Zuckerbaisse hat mich aber zuviel Geld gekostet, wie Sie wissen. Drüben ohne Arbeit so zu leben, wie wir es uns hier nun mal angewöhnt haben, dazu reichts nicht recht, und zu Hause noch einmal etwas anderes anzufangen, dazu eignen wir uns ja ganz und gar nicht. Trotzdem thäte ich aber vielleicht sogar das, ich sitze jetzt nur an so viel Stellen noch fest, daß garnicht daran zu denken ist: ich muß bessere

Zeiten abwarten, hoffentlich kommen sie noch einmal.“

„Sie werden sicher kommen,“ sagte der andere, „der Aufstand wird siegreich sein; sobald aber die spanische Herrschaft fällt, wird hier ein geschäftlicher Aufschwung beginnen, wie ihn die Insel noch nicht erlebt hat.“ Er trat dichter an den Freund heran: „Glauben Sie mir, ich weiß, weshalb ich bleibe; im Innern steht alles gut, und die Staaten lassen diesmal nicht locker, ganz gleichgiltig, wer Präsident ist oder wird. Sie wissen doch, wer Amerika regiert.“

Der andere nickte und sagte dann: „Allmighty Dollar ist allerdings sehr stark engagiert. Vielleicht setzen sie es durch.“

„Sie setzen es sicher durch,“ sagte Gerting, während seine vollen Lippen sich einen Augenblick über dem kräftigen Gebiß energisch zusammenzogen, „alles, was w i r zu thun haben, ist abwarten und unsere Sympathien nicht zeigen, um dem Spanier nicht zu guterletzt Gelegenheit zu geben, an uns, die wir hier wehrlos in Habana sitzen, Rache zu nehmen. Die Herren wissen, daß diesmal so ziemlich alle, auch wir Deutschen, gegen sie sind, und sie wissen auch, daß es zu Ende geht mit ihnen; das macht ja gerade ihre Wut so verbissen.“

„Na, von dem Standpunkt aus,“ sagte Raben, „ist es eigentlich nicht sehr vorsichtig, daß wir zu Don Carlos Echegoyen frühstücken

gehen. Der und sein Schwager Bengochea sollen doch hier die geheimen Chefs sein. Daß Freund Berthold sich gerade jetzt mit Maria Bengochea verlobt hat, finde ich auch nicht sehr staatsklug."

„Im Gegenteil," antwortete Gerting, „ganz unbekümmert thun, ist das Richtige. Bengochea hat deshalb auch seine Tochter nicht weggeschickt, was doch das einfachste gewesen wäre. Und Bengochea und Echegoyen sind den Spaniern sicher gewachsen. Schriftliches kommt weder aus dem Innern, noch wird es von den hiesigen Freunden der Freiheit unter einander ausgetauscht. Durch ganz zuverlässige Boten überbrachte mündliche Nachrichten verbinden die Teile der Insel, die die Spanier noch besetzt halten, mit den Führern im Innern."

„Zuverlässige Boten," sagte Raden, „sehr schön, aber wer ist zuverlässig?" Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter nach dem Präsidio: „Da drinnen wird bekanntlich gefoltert und wie. Aber da kommt ja Franz."

Drüben aus einer der kleinen Straßen kam er hervor, von weitem schon als ein neuer Ankömmling kenntlich: mit solcher Eile bewegt sich hier kein einigermaßen eingewöhnter Europäer. Der junge Herr kam fast im Laufschritt an. Von weitem winkte ihm schon sein Vetter ab, und sobald er in Hörweite war, rief er ihm zu: „Nicht laufen, nicht laufen, ruhig!"

Es war aber auch fast besorgniserregend: der junge Franz König trug einen Anzug, der von einem guten Schneider in einer der rheinischen Großstädte verfertigt war und zu Hause, selbst an heißen Sommertagen, auch ohne allen Zweifel ein besonders feines und leichtes Kostüm gewesen wäre, hier aber, unter der glühenden Tropensonne machte dieses dunkelbraune Röckchen mit den hellen Hosen aus englischem Plaidstoff, der lichtgraue Filzhut und die merkwürdig dickstoffige weiße Weste ganz und garnicht den Eindruck, als ob sie an rechter Stelle wären. Ihr Träger sah auch beängstigend erhitzt aus: dunkelrot glühte das Gesicht, und blau angeschwollen lagen die Adern auf der noch ziemlich jugendlichen Stirn.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, ich habe mich verspätet. Aber ich war rechtzeitig fertig, ich konnte nur niemand auftreiben, der mir die Stiefel geputzt hätte. So wie ich sie am Abend vor die Thür gestellt hatte, standen sie noch da," sprudelte er hervor.

Die beiden älteren Herren lachten. Franz König hatte sich vorläufig in dem Geschäftshause seines Onkels in der Calle mercaderes ein Zimmer eingerichtet, bis er in der Umgebung auf dem Lande oder in den Vorstädten eine geeignete Wohnung gefunden haben würde. In der Familie seines Onkels selbst zu wohnen, dazu hatte Guillermo Raden seinem Neffen nicht zu-

geredet, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, als beabsichtige er, ihm die völlige Freiheit der Bewegung irgendwie zu beschränken. Aus früheren Zeiten her, wo die Europäer in ihren Geschäftshäusern auch wohnten, stehen darin sehr wohl geeignete Räume immer noch reichlich zur Verfügung. Die Bedienung seines Neffen war dem Portero — dem Markthelfer, Pförtner und Hausbewahrer — und dessen Muchachos, den Jungens, das heißt den jüngeren Packern und Kontordienern, übertragen worden.

„Kein Mensch war im ganzen Hause zu finden," fing der junge Herr König wieder an, und es lag ein gewisser leiser Vorwurf in seinem Ton.

„Sie werden in der Messe gewesen sein, lieber Franz," erklärte ihm Raden lachend, „aber deine Stiefel hätten sie dir doch nicht geputzt, auch wenn sie da gewesen wären. Sie selbst tragen alle Leinen- und Bastschuhe, und anderen Leuten die Stiefel zu putzen, gehört nicht zu den Obliegenheiten eines Dieners: sie kennen das garnicht, man putzt sich seine Stiefel selbst, oder aber man läßt sie unterwegs im Café oder in einem der vielen kleinen Läden putzen, die nur zu diesem Zweck gehalten werden, während man einen Blick in die aufliegenden Zeitungen thut."

„Was," fragte Franz entrüstet, „man zieht die Stiefel schmutzig wieder an?"

„Ja, ländlich — schändlich," antwortete

sein Onkel. „Übrigens schmutzig sind sie ja eigentlich nur in der Regenzeit, gewöhnlich sind sie nur etwas staubig, den Staub wischt man mit dem Taschentuch von gestern ab, und zu dem blendenden Glanze läßt man ihnen dann, wie gesagt, unterwegs verhelfen. — Aber wie gefällt dir dies Bild?" Und er deutete, mit dem rechten Arm einen Halbkreis beschreibend, auf Habana, die Küste und das Meer.

„Herrlich, großartig, schön," sagte Franz König und ließ seine Augen über die massigen Mauern des Morro und der Hafenforts und über das Meer schweifen, das in leuchtendem, sattem Blau sich weit, weit hinstreckte, bis es draußen am Horizont mit dem gleichfarbigen Himmel zusammenschmolz, an dem kein Wölkchen stand. Das Meer war sehr wenig bewegt, nur am engen Hafeneingang, der Boca, drängten sich die Wellen etwas und spritzten weißleuchtenden Schaum an den Quaderblöcken des Morro empor.

„Das ist also der berühmte Morro?" fragte Franz König, „natürlich, den kennt man ja von allen Zigarrenkistendeckeln. Ist er eigentlich ein Leuchtturm oder ein Festungsturm?"

„Beides," erklärte ihm sein Onkel, „dahinter liegt das neue Fort Cabañas, erst etwa hundert Jahre alt, und hier, auf unserer Seite, dem andern gegenüber das Fort San Salvador."

„Die Befestigungen sind ja formidabel," sagte Franz.

„Jawohl, seit die Herren Engländer in den zwei Jahren, während deren sie die Insel in der Gewalt hatten, einige hundert Millionen Dollar verschleppt haben, hat sich Spanien die Befestigung von Habana etwas kosten lassen. Auch auf der Landseite ist die Halbinsel, auf der es liegt, durch drei Forts abgesperrt. Da hinten" — Raben deutete rückwärts über die glatten Dächer der Stadt mit ihren hellblau, rosa, hellgelb leuchtenden Häusern hinweg auf weiße, aus dem dunkeln Grün der dahinter liegenden bewaldeten Höhen hervorlugende Festungsmauern — „das ist zum Beispiel Fort Principe: dicht darunter, auf der halben Höhe etwa, liegen die Villensanatorien des Doktor Belot, den du gestern bei mir kennen gelernt hast. Nach dieser seiner Quinta sollst du hinaus, sobald sich irgendwie das Fieber bei dir meldet."

„Das Beste, was Sie thun können," setzte Gerting hinzu. „Ich habe vor Jahren meinen Vomito da auch durchgemacht."

„Ja, ihr thut doch gerade, als müßte man notwendigerweise das gelbe Fieber bekommen, das ist doch garnicht gesagt."

„Na," meinte Gerting, „wir, die wir einige Jahre hier sind, haben es alle durchgemacht, und wenn der Anfall nicht zu schlimm ist, ist es eigentlich das Gescheiteste, man hat es hinter sich. Vorher fühlt man sich sozusagen doch nicht recht heimisch. Es ist fast eine Art Aufenthalts-

schein, den man als Legitimation gegen das Klima in der Tasche haben muß."

„Und was ist das?" fragte König, dem das Thema nicht angenehm zu sein schien, indem er auf die Mauern des Gefängnisgebäudes hinwies.

„Das berühmte Präsidio," sagte Gerting, „kein besonders erfreulicher Anblick. Sie stehen aber hier überhaupt auf sonderbar geheiligtem Boden. Hier außerhalb der Stadtmauer, auf der Spitze der Landzunge, hat man auch alle 'Glaubenshandlungen' vorgenommen. Jener sagenhafte Häuptling, der damalige Herr der Insel, bestieg hier als der erste den Holzstoß: er wollte nicht in den Christenhimmel kommen, um nicht die Spanier im Jenseits wiederzusehen. Tausende und Abertausende sind ihm gefolgt. Der Boden hier ist überhaupt nicht so grau, wie er aussieht. Da drüben an der Mauer sind die Opfer des vorigen und des jetzigen Aufstandes, manchmal einzeln, manchmal aber auch gleich in größerer Gesellschaft, erschossen worden."

Herr Franz König schien trotz der Tropensonne leise zu fröstеln und jetzt ganz gern der Mahnung seines Onkels zum Einsteigen zu folgen.

Außer einigen Farbigen im ersten Wagen waren die drei Deutschen diesmal die einzigen Fahrgäste, aber trotzdem niemand auf dem ganzen weiten Platz mehr zu sehen war, wurde wieder erst das Glocken- und Pfeifensignal mit aller Feierlichkeit gegeben.

Während sie unter den Gefängnismauern hinfuhren, sagte König noch: „Von dem Präsidio hat man mir gestern abend im Klub auch Mordgeschichten erzählt."

„So, was denn?" sagte Gerting aufmunternd, „Sie können sich ruhig aussprechen, wir sind allein, und deutsch versteht der Kondukteur nicht, da können Sie ganz ruhig sein."

„Einer der früheren Kommandanten — es soll aber noch garnicht lange her sein — sei finanziell zerrüttet gewesen."

„Sehr wahrscheinlich," sagte Gerting. „Um sich zu rangieren, lassen spanische Beamte sich seit Jahrhunderten hierher versetzen. Raub und Bestechung sind sozusagen stillschweigend erlaubt, unter der einzigen Einschränkung, daß es vom Mark der Insel und nicht auf Kosten des Mutterlandes gehen muß."

„Alter Aufwiegler," warf Raden halb lachend, halb warnend in die Unterhaltung.

Franz König berichtete weiter: „Er soll dann wirklich irgendwie zu vielem Gelde gekommen sein, aber auch dieses Vermögen wieder verloren haben, weil er vom Spielteufel besessen gewesen sei. Zu der Zeit hätten sich nun Einbrüche und nächtliche Raubanfälle in Habana geradezu beunruhigend vermehrt, und nie habe man die Thäter fassen können. Merkwürdigerweise wären sie immer nach der Punta zu geflohen und dann plötzlich verschwunden gewesen. Ursprünglich

habe man angenommen, sie seien auf bereit gehaltenen Booten geflüchtet, aber auch die schärfste Bewachung der Küste habe nichts genutzt. Nur durch einen glücklichen Zufall sei es schließlich herausgekommen, daß der Kommandant mit Einbrechern und Mördern auf gemeinschaftliche Rechnung in der Weise gearbeitet habe, daß er von den seiner Obhut Anvertrauten die Tüchtigsten allnächtlich auf Habana losgelassen, sie nach beendetem Raubzug aber immer wieder durch ein Seitenpförtchen mit ihrer Beute ins Präsidio aufgenommen habe."

„Da es hervorragend scheußlich und eigentlich ganz unglaublich ist, wird es wohl wahr sein," sagte Gerting trocken.

„Ja, wenn man so etwas auch nur für möglich hält, dann begreife ich nicht, daß Spanien die Insel so lange behalten hat."

„Aller Greuel nimmt einmal ein Ende," sagte Gerting. „Manchmal allerdings etwas spät. Aber Sie setzen sich besser hier auf diese Seite, damit Sie die Aussicht aufs Meer haben."

Raden sah es augenscheinlich gern, daß Gerting auf etwas andres kam: die beiden älteren Herren zeigten jetzt dem jungen Landsmann einige besonders schöne Villenbesitzungen und machten ihn auf hervorragende Aussichtspunkte aufmerksam.

„Dort ist das Gasthaus von Rodriguez Garcia 'El Cosmopolitan'," sagte Raden zu seinem

Neffen, indem er auf ein ziemlich dicht an der Bahn vereinzelt liegendes Gebäude deutete, „ein fanatischer Spanier und Insurgentenhasser, aber berühmt durch seine Fischsuppe und sein Huhn mit Reis, auch gute Weine hat er, ich empfehle dir das Lokal.“

„Sehen Sie dort hinten auf der Landspitze,“ fiel Gerting ein, „wo der viereckige, klotzige Turm am Strande steht, die Villa dicht am Rande des Meeres, zwischen den alten mächtigen Ceibabäumen? Das ist Don Carlos Echegoyens Besitz. Da werden wir heute Ihre Ankunft mit einem sicher ganz hervorragend guten Frühstück feiern.“

„Don Carlos Echegoyen ist der Schwager des Herrn Bengochea, des zukünftigen Schwiegervaters von Herrn Berthold, nicht wahr? Die beiden scheinen sehr bekannte Persönlichkeiten zu sein, man machte mir gestern abend im Klub Andeutungen, daß sie ganz und gar keine Freunde der spanischen Herrschaft wären.“

„Da hat man wahrscheinlich nicht unrecht, Don Francisco,“ sagte Gerting, mit einem halb spöttischen, halb grimmigen Lächeln. „Sie werden namentlich in Carlos Echegoyen übrigens einen ganz seltenen Menschen kennen lernen, einen Basken reinster Rasse. Seine Familie gehört dem alten Uradel des Iruracbat an. Sein Großvater fiel in den Kämpfen ‘Karls des Fünften’ — wie sie ihn nennen — in den

dreißiger Jahren, dessen Freund und Adjutant er gewesen war. Sein Vater ließ sein Leben für den jetzigen Prätendenten Don Carlos, seine Mutter Concha, eine Iztueta, erbte von einer seit alters her in Westindien ansässigen Nebenlinie die hiesigen Güter und Besitzungen. Ihre Kinder, Carlos und dessen Schwester Blanca, die spätere Frau Don Juan Bengocheas, waren noch sehr jung, als sie herüberkamen. Carlos Echegoyen haßt die Spanier mit dem doppelten Haß des Kubaners, der seine Insel frei sehen will von spanischer Tyrannei, und des Basken, der den Spanier stets als den verächtlichen Angehörigen einer schäbigen, verkommenen Mischlingsrasse zu betrachten gewohnt gewesen ist."

„Nanu," sagte Franz König, „in Deutschland citiren wir immer: 'Stolz lieb' ich den Spanier.' Was sagen denn die Herren Spanier dazu?"

„Sie haben sich," erwiderte sein Onkel, „doch wohl der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Basken in ihren Pyrenäen-Hochthälern wirklich und zwar als die einzigen von all den auf einander folgenden Bewohnern der Halbinsel durch die lange Reihe der Jahrhunderte stets unbesiegt geblieben sind. Hervorragende Basken haben sehr häufig die höchsten Stellen und damit einen großen Einfluß gehabt, und ihre uralten Rechte und Freiheiten haben sie gegen Gott und die Welt so lange erfolgreich verteidigt, bis die Gewalt der Großen, die absolute Macht des

Königtums, die Willkür der Ämter auch in Spanien so gründlich gebrochen war, daß sie nach und nach darauf verzichten konnten, als etwas besonderes zu erhalten, was nun die anderen auch besaßen; soweit das nicht zutrifft, bestehen die alten Verbriefungen noch heute."

Franz König war überrascht: „Mein Gott," sagte er, „bei uns in Deutschland stellt man sich die Leute eigentlich nur als fanatische Katholiken vor, als eine zurückgebliebene Bergbevölkerung, die sich von ihren Pfaffen mißbrauchen läßt."

„Fromm sind sie schon," sagte Gerting, „und ihre Geistlichen haben wirklich viel Einfluß, aber die sind ja auch alle Basken, und gekämpft hat das Volk immer vor allem für seine 'Fueros, franquesas y libertades'."

„Na, Franquesas und Libertad, soweit reicht mein Spanisch: Freiheiten und Unabhängigkeit, aber was ist fueros?"

„Rechte," erklärte ihm sein Onkel, „besser Vorrechte; kommt von forum, die alten Gesetzessammlungen der Spanier heißen auch so."

Die Unterhaltung wandte sich, da jede Erklärung neue Fragen Königs hervorrief, jetzt ausschließlich dem alten Volksstamme zu, der mit keinem der jetzt Europa bewohnenden, ja, mit keinem der bekannten Völker der Erde irgendwelche Verwandtschaft zeigt, dessen Sprache nicht den geringsten Zusammenhang mit irgendwelcher bekannten anderen hat, das dasteht wie

ein Fels aus der Urzeit, an dem die Fluten der iberischen, der karthagischen, der römischen Eroberung wie die der Vandalen, der Goten, der Franken und der Mauren ohnmächtig zerschellt sind.

Man verließ das Thema erst, als man, auf der Haltestelle der Straßenbahn in der Chorrera angekommen, den Wagen verließ und auf Don Carlos Echegoyens gastliches Haus zuschritt.

II.

Die Chorrera zieht sich bis zu dem Punkte hin, wo der Almendares, nach kurzem Lauf durch duftende Blumengärten, fruchtbare Niederungen und üppigen Tropenwald, sich in das Meer ergießt, und eben dort liegt, als das letzte des Orts, das Haus der Echegoyen.

Das Ufer läuft an der Mündung in eine scharfe, kahle, steinige Landspitze aus, auf deren äußerstem Ende jener weithin sichtbare, viereckige alte Wartturm steht. Nach dem nächsten Vorsprung der Küste, etwa zwei bis dreihundert Schritte nach Habana hin, zieht sich von dieser Landspitze aus, wie eine Barriere, eine ganz dichte Reihe von Klippen hinüber, und an der so eingeschlossenen kleinen Bucht liegt in einem bis an das Flußufer und an das Meer herantretenden alten Ceibawald die jetzige Villa.

Der alte Turm da draußen ist wahrscheinlich die erste Wohnstätte jener Angehörigen des alten Geschlechts gewesen, die mit den Eroberern

herübergekommen, sich hier seßhaft gemacht und ihre rauhen Bergnester in den Pyrenäen mit einem Wohnsitz auf der reichsten Insel des üppigen Westindiens vertauscht haben.

Seine ganze Bauart erinnert stark an die einsamen Turmburgen, die in den Hochthälern des Baskenlandes an schroffen Felshängen kleben: der Erbauer hat seine heimische casa sola auf diese Felsklippe der kubanischen Küste gesetzt.

Der Ort ist vorsichtig und klug gewählt: vom Turm aus ließ sich die ganze Küste weit übersehen, jede Annäherung von der Seeseite aus konnte rechtzeitig bemerkt werden, und auch der schmale Zugang vom Lande her war leicht zu verteidigen.

In den Jahrhunderten, während deren die spanischen Küsten Westindiens vor den französischen Flibustiers zitterten, die von der Insel San Cristobal und der Nordküste San Domingos aus die reichen Gestade der Inseln des mittleren Amerikas brandschatzten und sich den Spaniern so furchtbar machten, wie die Normannen ein Jahrtausend früher ihren europäischen Vorvätern, hatte der alte Turm jedenfalls gute Dienste geleistet.

Später waren solche Befestigungen durch die immer wachsende Sicherheit der spanischen Herrschaft überflüssig und durch die immer wachsenden Schiffe und Schiffskanonen auch nutzlos geworden: im Jahre 1762 hatten die Engländer so im

Vorüberſegeln einige Kugeln aus ſchwerem Geſchütz an den alten Recken der Vorzeit gewandt und das ganze oberſte Stockwerk, auf dem ſie wohl einen Beobachtungspoſten vermutet hatten, zuſammengeſchoſſen. Damals ſtand aber ſchon wie heute die palaſtartige Villa in dem wundervollen uralten Ceibahaine am Rande der kleinen Bucht, umgeben von einigen abſeits liegenden, zu Wirtſchaftszwecken und zur Wohnung eines Teils der Sklaven dienenden Gebäuden; ſie iſt nach dem quadratiſchen Grundriß faſt aller derartigen ſpaniſchen Häuſer erbaut: das Vorderhaus ſchließt mit ſeinen beiden Seitenflügeln und dem auf einer Terraſſenmauer etwas ins Meer hineingebauten Hinterhaus den moſaikbelegten, mit Waſſerbecken, Blumenbeeten und Palmen geſchmückten inneren Hof, den 'Patio' ein, der ja eigentlich mit zu den Wohnräumen zählt. Das Hinterhaus iſt in der Weiſe durchbrochen, daß das obere Stockwerk auf einer Art Kreuzgang ruht, der mit ſeinen drei großen, weiten, mächtigen, von Säulenpaaren getragenen Bogen den Ausblick auf das ferne Meer geſtattet. Gerade über dieſem Säulengang befinden ſich die Schlafzimmer der Herrſchaft, weil ſie, der Seebriſe immer zugänglich, die luftigſten und angenehmſten ſind. Von dem Säulengang führt in der Terraſſenmauer eine kleine, unten durch eine eiſerne Gitterthür verwahrte Wendeltreppe hinab ans Meer. An den breit ausgebauten

Stufen liegen auf der einen Seite Ruder- und Segelboote, auf der andern ein schwimmendes Floß, mit einem netten Badehäuschen, von dem aus die Familienangehörigen ihre Seebäder nehmen.

Die kleine Bucht ist durch die Klippenkette, die teils vom Meere leicht überspült wird, teils über die Wasserfläche nur eben herausragt, und die nur einen seichten Durchgang läßt, der wenig breiter als eine mäßige Thür ist, für fremde Boote so gut wie verschlossen, da man die Stelle des schmalen Einlasses sehr genau kennen muß, wenn man hindurch segeln oder rudern will, und selbst gegen die an Kubas Küsten so häufigen Haie bietet diese Lage vollkommenen Schutz.

Man hatte im Patio, der immer Schatten bietet, unter dem überhängenden Verandadach, dem Colgadizo, das Almuerzo eingenommen, die erste der beiden spanischen Hauptmahlzeiten, die auf Kuba eigentlich auch die beiden einzigen sind. Jetzt, nach aufgehobener Tafel, hatte man sich in die offene, nach der Straße zu gelegene, vordere Veranda begeben, um dort Kaffee zu trinken.

Die von Habana her führende Chaussee, die Calzada, bildet gleichzeitig die Hauptstraße, fast die einzige Straße des Villenortes; sie endet am Almendares, um sich an seinem anderen Ufer fortzusetzen, zu dem nur eine große 'fliegende' Dampffähre hinüberführt. Die niedrige Barriere,

die das Colgadizo von Echegoyens Haus abschließt, reicht bis auf etwa zwanzig Schritt an den Straßenrand heran. Vor dem Hause liegt ein wohlgepflegter, kiesbestreuter Vorplatz, auf dem man in doppelter Reihe acht der mächtigen alten Ceibas hat stehen lassen, deren breite Kronen einen fast undurchdringlichen Schutz gegen die Sonnenstrahlen bilden.

Ein sehr angenehmer Aufenthalt unter dem luftigen Dache der Veranda: unter dem gewaltigen grünen Blätterdom hindurch sieht man die fast weiß schimmernde, staubige Straße in der Glut der grellen Sonne liegen, und das macht den kühlen Schatten noch angenehmer.

Carlos Echegoyen war unverheiratet geblieben. Seinem Haushalt stand ein altes Paar vor, das schon der verstorbenen Herrin des Hauses, seiner Mutter, gedient hatte. Infolge der spanischen Sitte, sich nur mit dem Vornamen anzureden, hatte man den Familiennamen der beiden so gut wie vergessen: der alte Mayordomo war für alle Untergebenen und Fremden Don Tomas, für alle Familienmitglieder und näheren Freunde des Hauses kurz Tomas, und seine Frau, obschon sie Don Carlos und seiner Nichte Doña Maria gegenüber durchaus die Stellung einer alten Verwandten hatte, einfach Teresa; beide waren natürlich Basken.

Juan Bengochea hatte zu Lebzeiten seiner Frau, Echegoyens Schwester, auf seinen Pflanzungen

im Innern gelebt, hielt sich aber, nachdem er seine Frau früh verloren hatte, den größten Teil des Jahres im Hause seines Schwagers auf, dem seine Tochter schon der Nähe von Habana und der dadurch leichteren Erziehung wegen ständig angehörte; sie, aber auch ihr Vater, wenn er anwesend war, wurden ganz zum Familienverbande gerechnet. Doña Maria pflegte wie eine Tochter des Hauses die Honneurs zu machen, dessen Hauptanziehungspunkt sie namentlich für die Herren, die einheimischen, wie die der Fremdenkolonie angehörigen, bildete.

Robert Berthold, in verhältnismäßig sehr jungen Jahren durch den Tod eines Anverwandten der Chef eines der größten deutschen Häuser Habanas geworden, war ihrem Vater sowohl, als ihrem Onkel mehrfach in geschäftlicher Beziehung sehr nützlich gewesen, dem gastlichen Hause dadurch näher getreten, und es war dem hochgewachsenen blonden Norddeutschen nach und nach gelungen, das Herz der stolzen Doña Maria zu gewinnen, obschon alle unverheirateten Herren, deren Stellung sie irgend dazu berechtigte, sich jahrelang wetteifernd um die Gunst der schönen Erbin bemüht hatten.

Sie und ihr Verlobter saßen jetzt, wie alle übrigen, in leichten Schaukelstühlen mit Raden und seinem Neffen um ein kleines Tischchen herum, während Gerting, Juan Bengochea und Carlos Echegoyen etwas abseits in einer Ecke

der Veranda, dicht an der Balustrade ihre Schaukelstühle um ein ebensolches niedriges Tischchen gerückt hatten. Die Gesellschaft zerfiel also in zwei Gruppen, und wenn schon die Unterhaltung häufig auch allgemein wurde, schienen die drei Männer in der Ecke doch meist ernstere und wichtigere Dinge zu besprechen, als von den um den anderen Tisch Sitzenden erörtert wurden. Ein junger Neger bot Kaffee von starkem würzigen Wohlgeruch, mit altem Cognac und Eiswasser an, die besten Zigarren der Habana standen auf den Tischen, und bald zogen die feinen blauen Wölkchen leicht im leisen Luftzug über die Plaudernden hin und hüllten alles wie in einen zarten Hauch vollendeter Behaglichkeit. Doña Maria rauchte eine Zigarette, die sie mit etwas lässiger Anmut zwischen ihren feinen Fingern hielt. Sie und ihr Verlobter schienen zunächst nur bestrebt, Don Guillermo Raden in seinem Bemühen zu unterstützen, seinen Neffen Don Francisco über Habana, die Chorrera, über Bekannte, gesellige und gesellschaftliche Verhältnisse zu unterrichten und ihn so möglichst gut zu unterhalten. Don Francisco König kam sich sehr wichtig vor und schwitzte. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, sein zu Hause nach bewährter deutscher Methode erlerntes Spanisch an den Mann, oder vielmehr an die Dame zu bringen. Es war etwas schwierig, aber es ging, dank der vollendeten, vornehmen Höflichkeit Doña

Marias. Konnte er einmal garnicht weiter kommen, so wurde die deutsche Sprache zu Hilfe genommen, die die Kubanerin sehr viel besser sprach, als der deutsche Herr das Spanische, aber man kehrte immer wieder zu diesem Idiom zurück, weil Don Francisco darin sehr eifrig war, und weil auch Don Guillermo, sein Onkel, Wert darauf legte, daß sein Neffe eine so gute Gelegenheit, sich ans Spanischsprechen zu gewöhnen, nicht unbenutzt lasse.

Nur nach und nach erst schien die Aufmerksamkeit Doña Marias und ihres Verlobten etwas nachzulassen, oder vielmehr sich gelegentlich mehr den drei älteren Herren, die da abseits saßen, zuzuwenden: ihre Blicke flogen häufiger nach jenem Tischchen hin und trafen dann einander, einmal war Don Roberto sogar aufgestanden und hatte, hinter Don Carlos tretend und sich über ihn beugend, ihn, wie es schien, an etwas erinnert; Don Carlos hatte mit dem Kopf geschüttelt und nach der Uhr gesehen.

Bald darauf erschien Don Tomas. Der hochgewachsene silberweiße Greis mit den feingeschnittenen, bronzenen Zügen trug sich ganz wie sein Herr: weißes Leinen und die runde, breite, tellerartige Baskenmütze aus weißer Lammwolle. Mit der stolzen Ehrerbietung, mit der ein hoher Vasall seinem König gegenübertritt, verbeugte er sich vor Don Carlos. Er brachte augenscheinlich eine wichtige Meldung, auf die die drei

Herren gewartet hatten, sie sprangen erregt auf, alle drei thaten aber, auf einen Augenwink von Don Carlos nach dem anderen Tisch hinüber, gleich wieder möglichst unbefangen. Don Carlos rief dem sich entfernenden Tomas einige baskische Worte nach, die er aber dann sofort ins Spanische übersetzte mit einer höflichen Bitte um Entschuldigung und einer Verbeugung gegen die deutschen Herren: „Also in einer halben Stunde, Tomas, hier auf der Veranda."

„Eine geschäftliche Besprechung, meine Herren," fügte er, zu Raden und seinem Neffen gewandt, hinzu, während er mit Berthold einen blitzartigen Blick des Einverständnisses wechselte.

„Übrigens," fuhr er dann fort, „wie füllen wir den Nachmittag aus? Was meinen die Herrschaften zu einem Glase Bier im Patio und einem kleinen Pistolenschießen? Don Roberto leiht uns seine vorzüglichen Hinterlader zu dem Zweck, nicht wahr?"

„Aber mit Vergnügen," antwortete dieser, „Tomas wird so freundlich sein, einen der Jungen mit einer Karte von mir zu meinem Diener hinüberzuschicken."

Der Deutsche nahm ein Ledertäschchen aus seinem Pikeejackett und schrieb mit Bleistift einige Worte auf eine Karte.

„Erlaube," bat seine Braut, „ich will es besorgen." Aber in demselben Augenblick sagte sie, die Karte in ihren Gürtel schiebend: „Der

Adjutant des Generals. Der widerliche Schleicher ist schon zweimal vorüber gegangen, jetzt kommt er her."

In der That, ein spanischer Offizier, sehr lang und mager, mit kurz gehaltenem, spitz geschnittenem, blauschwarzem Voll- und Schnurrbart, in der Leinenuniform der Kolonialtruppen, kam über den Vorplatz unter den alten Bäumen daher und trat an die Balustrade der Veranda.

„Ich sah die Herrschaften von drüben und wollte die Gelegenheit nicht versäumen, Ihnen guten Tag zu sagen," sprach er und fügte, mit einer tiefen Verbeugung sich zu der jungen Dame wendend, hinzu: „Ich küsse Eurer Gnade Füße."

Don Carlos war seinerseits mit tadelloser Verbeugung an die Brüstung herangetreten und erwiderte jetzt: „Wir freuen uns, Sie zu sehen, Don Cristobal, ich hoffe, es geht Eurer Gnade ausgezeichnet."

„Ich danke, leidlich. Und ich darf annehmen, daß Sie und die Ihrigen sich sehr wohl befinden?"

„Tausend Dank, es geht Eurer Gnade Dienern erträglich."

So schwirrten die von der spanischen Sprache für solche Fälle fest geprägten Redensarten hin und her, sich wie üblich immer mehr steigernd. Nach einigen Minuten aber war die Schnur zu Ende, und dennoch machte Don Cristobal nicht Miene, wegzugehen, sondern blieb an der Barriere

stehen. Don Carlos konnte nun nach der Sitte des Landes nicht umhin, ihn zum Nähertreten aufzufordern, und sagte also mit verbindlichstem Lächeln:

„Gefällt es Eurer Gnade nicht, einzutreten? Eure Gnade weiß doch, daß dies Ihr Haus und ich nur Ihr Diener bin."

Vernünftigerweise hätte der Offizier, der die Phrasen seiner Sprache doch auf ihren wahren Wert schätzen konnte und also wissen mußte, daß diese Einladung eigentlich weiter nichts bedeutete als: 'Lieber Freund, Sie sehen, wir sind im Aufbruch und haben etwas vor, wollen Sie nicht weiter gehen?' sich jetzt verabschieden sollen.

Er nahm aber an und trat ein.

Die anderen Herren kannten den Adjutanten bereits von früheren Gelegenheiten, nur der junge, neu angekommene Deutsche war noch mit ihm bekannt zu machen.

Mit höflicher Feierlichkeit stellte Don Carlos vor: „El Señor Don Francisco de König, ein neuer, ausgezeichneter Zuwachs der deutschen Kolonie, El Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego, ein hervorragender Soldat, des kommandierenden Generals persönlicher Adjutant."

Die Herren standen noch, Don Cristobal nahm aber auch eine Zigarre und die ihm angebotene Tasse Kaffee an. Man setzte sich also wieder.

Doña Maria zog sich unter dem Vorwande zurück, für Kaffee sorgen zu wollen, und kam dann nicht wieder.

Der Offizier saß mit dem Rücken nach dem Fenster eines der Wohnzimmer, die nach der Veranda herausgehen. Diese Öffnungen reichen von der Decke des Zimmers bis auf den Fußboden und sind tagsüber nur durch die fein geschmiedeten, verzierten Gitter, die 'Rejas', verwahrt, während die großen, Thürflügeln ähnlichen Läden erst für die Nacht geschlossen werden.

Hinter diesem Gitter sah Robert Berthold plötzlich seine Braut im Rücken des Offiziers erscheinen: sie machte die Geste des Zielens mit einer Pistole und deutete hinter sich.

Der Deutsche verstand: er sollte veranlassen, daß die Gesellschaft, wie es ihr Onkel vorgeschlagen hatte, sich nach dem Patio begebe.

Sie hatte augenscheinlich sofort nach seinem Hause geschickt, denn gleich darauf kam einer der kleinen Neger mit dem Pistolenkasten an.

Der Deutsche öffnete ihn. „Da sind sie, wir können also anfangen," sagte er. „Wir waren nämlich im Begriff, Don Cristobal, ein kleines Scheibenschießen zu veranstalten, vielleicht macht es auch Ihnen Vergnügen, meine Suhler kennen zu lernen."

Der Offizier erhob sich.

„Sehr schöne Waffen," sagte er anerkennend und nahm eine der Pistolen in die Hand: es

waren Meisterstücke deutscher Büchsenmacherei mit grauen Damastläufen und schön verzierten Elfenbeinkolben.

„Sie sehen, Hinterlader, Randfeuer," sagte Berthold erklärend, indem er dem Offizier an der zweiten Pistole den Mechanismus zeigte.

„Man macht sehr präzise Waffen in Suhl, höre ich. Deutschland steht überhaupt an erster Stelle, was den Krieg und seine Mittel angeht," fügte er höflich hinzu. „Wir führen ja auch Kruppsche Kanonen. Und diese Klingen," er zog seinen schmalen Stoßdegen und legte den bläulich schimmernden einen Augenblick auf den Tisch, „und diese Klingen sollen, wie man mir sagt, aus Solingen stammen, trotz des goldeingelegten 'Hoja de Toledo'. Einigermaßen bedauerlich, aber wir werden uns bemühen, die deutsche Waffe hier mit Erfolg zu führen."

Er hatte die Stimme zum Schluß etwas erhoben, und sein Blick war über die anderen deutschen Herren zu Don Carlos und Don Juan Bengochea hinübergeflogen. Dann legte er die Pistole, die er noch in der Hand hielt, mit einem anerkennenden: „Ganz ausgezeichnet, sehr schöne Waffe," sorgfältig in den Kasten zurück.

„Es wird mir Vergnügen machen, wenn Sie sie auf ihre Leistungen prüfen," sagte Berthold, klappte den Kasten zu, nahm ihn unter den Arm

und schritt durch den Flur des Hauses nach dem Patio voran. Der Spanier konnte nicht zurückbleiben, er sah sich aber im Vorbeigehen aufmerksam nach den Zugängen um, die in die Wohnzimmer führten, und wurde unruhig, als er, im Patio angekommen, bemerkte, daß Juan Bengochea auf der Veranda zurückgeblieben war.

III.

Im Patio waren die Vorbereitungen zum Pistolenschießen bereits getroffen. Auf dem großen Eßtisch stand in einem mächtigen, mit Eiswasser gefüllten Kübel eine recht ansehnliche Batterie der silberköpfigen Champagnerflaschen, in denen die deutschen Brauereien ihr vorzügliches Bier nach allen Gegenden der bewohnten Erde versenden, in geschliffenen Karaffen funkelten spanische Weine, und in einer großen goldenen Schale von sehr alter Arbeit lockten ausgesuchte Orangen. In einer silbernen Kanne amerikanischen Ursprungs, einem Pitcher, stand Eiswasser bereit und mäßig kühles in den bauchigen Krügen aus ungebranntem, hellrotem Thon, wie sie in Spanien noch immer nach der Vorväter Weise hergestellt werden: das Wasser sickert fortwährend durch die porösen Gefäßwände, die ganze äußere Fläche des Kruges ist demzufolge beständig wie betaut, und die so erzeugte Verdunstungskälte hält das Wasser auf genügend niedriger, erfrischender Temperatur.

Die Diener hatten die Stühle sämtlich auf die eine Seite des langen großen Tisches gestellt, so daß die Herren von ihren Plätzen aus den Verlauf des Scheibenschießens beobachten und über den Patio hinweg unter den Bogen des Hinterhauses auf das weite Meer hinaussehen konnten.

Im rechten Bogen war zwischen den äußeren Säulen eine auf starke Pappe gezogene Scheibe mittels zweier Schnüre so aufgehängt worden, daß sie in der Mitte und in einer Höhe von etwa fünf Fuß frei über der Steinbrüstung schwebte, unter der die leicht bewegten Wogen den Fuß der Terrassenmauer und die Stufen der Landungstreppe wuschen. Ein Kugelfang war nicht nötig, da die Geschosse unmöglich irgendwen oder irgend etwas treffen konnten: das Meer war meilenweit zu übersehen.

Außer dem großen Tisch, an dem die Herren saßen, stand unter dem Colgadizo noch ein kleiner schmaler, auf dem Don Robertos Pistolen neben Blechschachteln mit Metallpatronen lagen. Von hier aus sollte geschossen werden.

Robert Berthold hatte an der Schmalseite des Tischchens Platz genommen, um die Pistolen zu laden und die Erfolge aufzuschreiben. Man war übereingekommen, daß jeder immer zwei Schuß haben und der Beste die gesamten Einsätze gewinnen sollte, die mit einem Dollar für die Runde erlegt werden mußten.

Don Juans Diener Diego stand neben Robert,

um etwa nötige Handreichungen zu thun, während Ramon, ein junger, sehr heller, kubanischer Mulatte, draußen im Säulengang aufgestellt war, um nach jedem Schuß die schwingende Scheibe wieder festzuhalten und die Kugellöcher mit den dazu bestimmten, runden, gummierten Papierstückchen zuzukleben.

Berthold zählte eben den von Diego, der auch als Cobrador amtierte, in einer leeren Fruchtschale eingesammelten Kassenbestand und sagte dann, sich umdrehend: „Ah, du schießt auch mit, Maria?“

„Nur die erste Runde werde ich den Herren abnehmen,“ antwortete Doña Maria, die eben damit beschäftigt war, für ihren Vater einen Refresco aus kühlem Wasser, Orangensaft, wenig Zucker und einigen Tropfen Wein zu mischen.

„Willst du auch einen, Roberto, oder trinkst du Bier?“

„Ein Refresco von dir geht selbst über Löwenbräu, hohe Herrin, ich bitte gehorsamst. Aber, wenn du doch mitschießen willst, dann kannst du auch gleich die ersten Schüsse auf diese schöne, noch unberührte Scheibe abgeben.“

„Gleich,“ antwortete seine Braut, bereitete mit flinken, weißen Händen ihrem Verlobten das Getränk, brachte es ihm selbst an seinen Tisch und ergriff dann sofort die eine der fertig liegenden Pistolen.

In dem Augenblick, als sie die Waffe hob,

war es, als ob die feine, schlanke Gestalt noch etwas größer würde; sie stand wie in Erz gegossen, mit eisernem Griff umspannte die kleine Hand den Elfenbeinkolben, und mit gekrümmtem Arm, der bis zum Ellenbogen fest am Körper lag, schoß sie, scheinbar fast ohne zu zielen.

„Ah," sagte Don Cristobal, der neugierig hinter sie getreten war, „ein sehr glücklicher Schuß."

Das Kugelloch saß mitten in dem etwa zwei Centimeter im Durchmesser großen Centrum der Scheibe.

„Allerdings, sehr glücklich," sagte Doña Maria spöttisch und rief Ramon, der hinzusprang, um die schwingende Scheibe festzuhalten, zu: „Laß sie."

Der Diener zog sich seitwärts wieder zurück; die Scheibe pendelte, allerdings ziemlich gleichmäßig und in der Richtung der Schußlinie, weiter. Genau in dem Moment, als sie den höchsten Punkt des Bogens erreicht hatte und für den kaum meßbaren Teil einer Sekunde stillstand, fiel Mariens zweiter Schuß: er saß genau auf dem ersten, das Kugelloch war nur um eine Kleinigkeit größer geworden.

„Wie immer," schrie Ramon, der jetzt die Scheibe festhielt, über den Hof herüber.

„Das ist ja fabelhaft," rief Don Cristobal verblüfft, „fast unglaublich."

„Garnicht fabelhaft, durchaus glaubhaft,"

sagte Robert Berthold lachend, „natürliche Anlage und vorzügliche Schule, Pistolenschießen hat meine Braut von mir gelernt.“

„Dafür betraue ich dich auch mit der Einziehung des Gewinns,“ antwortete Doña Maria, „ich habe zu thun.“ Und mit leichten Verbeugungen war sie verschwunden.

„Wenn Sie belieben, Don Cristobal,“ sagte Berthold, der die Pistolen inzwischen wieder geladen hatte.

„Unmittelbar nach diesen Schüssen? Nimmermehr!“

Er bestand darauf, der letzte in der Reihe zu sein. Aber es wurde im allgemeinen vorzüglich geschossen, und auch bei den späteren zahlreichen Runden gelang es ihm nicht, einen besseren Platz zu erobern, als den unmittelbar vor Don Francisco König, dessen Kugeln im günstigsten Falle innerhalb der zwei äußersten Ringe einschlugen, wenn sie nicht vorzogen, ein Unterkommen auf dem weißen Rande der Scheibe zu suchen, oder ganz einfach ein Loch in die Natur zu bohren, wie der junge Herr das in gutmütiger Selbstironie nannte.

Don Carlos und auch Robert, die fast ebenso gut schossen wie Maria, bemühten sich höflicherweise, den Spanier zu trösten, und schossen sogar nach einigen Runden absichtlich schlechter, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Trotz der lebhaften Unterhaltung und des fröhlichen Gekrachs der

Schüsse kam aber keine echte Fröhlichkeit auf, Don Cristobals Anwesenheit verdarb die Sache.

Er war mit dem jetzigen kommandierenden General herübergekommen und erst seit etwa Jahresfrist auf der Insel. Zuerst hatte das Mutterland den alten Marschall Martinez Campos zur Bekämpfung der Insurrektion nach Kuba geschickt, der den Aufstand der Siebziger Jahre, allerdings auch mehr durch Verhandlung und Vermittlung als mit Waffengewalt, gedämpft hatte. Nachdem ihm der Frieden von Zanjon gelungen war, hatte er allerdings seinen Posten als Generalkapitän, als Vicekönig der Insel, bald aufgeben müssen, weil das Mutterland die Versprechungen, für die er sich persönlich verpflichtet hatte, nicht halten wollte oder konnte, jedenfalls nicht hielt. Die Erinnerung daran war aber noch viel zu frisch, als daß er jetzt noch einmal mit denselben Mitteln hätte Erfolg haben können. Man hatte ihn also zurückberufen müssen und durch einen Mann ersetzt, der mit dem Auftrage herüberkam, nicht das mindeste Zugeständnis zu machen, so lange noch ein Aufständischer die Waffe trüge, sondern die Insurrektion mit allen Mitteln, mit brutalster Gewalt, gleichviel wie, aber rasch, niederzuschlagen.

Aus den Zeiten der Conquista ist die Überlieferung noch wach, daß die Spanier den Indianern in ihren Sümpfen und Dickichten mit den damaligen langsamen Feuerwaffen nur schwer

beikommen und ihrer nie Herr werden konnten, sobald die ursprünglichen Herren des Landes und der Inseln von diesen natürlichen Vorteilen Nutzen zogen. Nach jahrelangen Kämpfen haben sie dann mit hervorragendem Erfolg sehr große, besonders starke und wilde Hunde verwendet. Diese Bestien waren den Indianern völlig unbekannt und verbreiteten Schrecken in den Reihen der nackt Kämpfenden, gegen die sie gehetzt wurden und die sie, von langem Hunger zu toller Wut gepeitscht, zerrissen, wo sie sie fanden. Gegen sie half kein noch so guter Versteck, kein noch so wohlgewählter Hinterhalt: einmal auf die Spur gekommen, fanden sie ihr lebendiges Futter mit unfehlbarer Sicherheit. Die an und für sich weder sehr kräftigen, noch sehr kriegerisch veranlagten Eingebornen der Antillen wagten bald nicht mehr, sich den Spaniern zu widersetzen, in sehr kurzer Zeit waren sie völlig ausgerottet. Einer dieser Bluthunde, der den Kosenamen Perrito (Hündchen) führte, wird heute noch und zwar garnicht etwa im Scherz der 'Eroberer von Portorico' genannt.

Der jetzige General en chef nun wurde nach wenigen Wochen seiner kubanischen Thätigkeit in vertrauten Kreisen bereits nicht anders als Perrito genannt. Der Name war ihm seitdem geblieben, nur wurde er immer höhnischer ausgesprochen, je klarer es wurde, daß er Kuba nicht wieder erobern würde. Die blutigste Willkür, massen-

hafte Verhaftungen, die Füsiladen der gefangenen Aufständischen, die Deportationen Kompromittierter nach den Fieberlöchern von Fernando Po vertieften nur den Haß der Kubaner, machten ihn immer glühender und endlich unauslöschlich, trieben die Aufständischen zu grausamsten Repressalien an den spanischen Gefangenen, verrohten die Kriegsführung auf beiden Seiten nach und nach immer mehr und zuletzt in kaum glaublicher Weise und schnitten jede Möglichkeit eines künftigen Zusammenlebens der Kolonie und des Mutterlandes völlig ab.

Der ihm so nahestehende persönliche Adjutant des Generals, den man wohl mit Recht an den vielen blutigen Entschlüssen beteiligt glaubte, war bald eine der mißliebigsten Personen der Insel. Fanatismus, Wollust und Grausamkeit sind unleugbare Hauptzüge des spanischen Nationalcharakters, und Don Cristobal war in dieser Beziehung sogar geradezu ein Anachronismus: es war, als ob er übrig geblieben wäre aus den Tagen der Eroberung, da über beide Hälften der Erde die spanische Weltherrschaft blutig heraufzog.

In diesem Hause kannte man ihn besonders gut. Der kommandierende General hatte sein Hauptquartier in der Chorrera aufgeschlagen, suchte von hier aus möglichst überall zugleich zu sein und kam immer wieder hierher zurück. Dadurch wurde Don Cristobal fast ein ständiger Bewohner des Ortes, man war nie sicher vor

ihm, und hier haßte ihn die Bevölkerung, Farbige und Weiße, Fremde und Kreolen, bald fast noch mehr als den General selbst. Plötzliche Verhaftungen auf ein unvorsichtiges Wort hin, das spurlose Verschwinden von Verdächtigen oder auch von Unverdächtigen schrieb man auf seine Rechnung.

Eine junge, fast weiße Mulattin aus Echegoyens Hause war plötzlich vermißt worden. Doña Maria hatte die fast gleichaltrige Dienerin sehr gern gehabt. Ihres Vaters unter der Hand angestellte Nachforschungen hatten es unzweifelhaft gemacht, daß das Mädchen von regulären katalonischen Soldaten aufgegriffen und zuerst in das Haus des Adjutanten, später von dort aus, gebunden und geknebelt, in geschlossenem Wagen nach Habana geschafft worden war. Eine amtliche Untersuchung war auf den Antrag Echegoyens zwar eingeleitet worden, aber völlig ergebnislos verlaufen. Das Mädchen kehrte nie wieder, und was mit ihr geschehen war, wußte niemand.

Das alles jedoch hatte Don Cristobal nicht gehindert, sich zäh und dreist in Echegoyens Haus einzudrängen, er machte Marien in lästigster Weise den Hof und unterließ seine unwillkommenen Besuche selbst dann noch nicht, als die Verlobung der Tochter des Hauses mit dem angesehenen deutschen Kaufmann öffentlich bekannt gemacht worden war.

Ob diesem Verhalten wirkliche Leidenschaft

zu Grunde lag, oder ob er eine solche nur als Vorwand benutzte, in dem beargwohnten Hause möglichst viel verkehren zu können, war schwer festzustellen.

Unter solchen Umständen gewährten aber die höflichsten und tadellosesten Umgangsformen nicht die Sicherheit, daß nicht jeden Augenblick ein Zusammenstoß, eine Explosion erfolgen konnte. Und das wußten der Spanier, der Wirt und auch die deutschen Herren: Francisco war der einzige Unbefangene. Eine Spannung lag also über der Gesellschaft im Patio, und wirkliches Vergnügen war wenig bei der Sache.

Während hinten Schuß auf Schuß fiel und die lauten Stimmen durchs Haus schallten, ging Juan Bengochea auf der äußeren Veranda auf und ab.

Gleich als sie ihre zwei Meisterschüsse abgegeben hatte, war Doña Maria hierher zu ihrem Vater geeilt.

„Vorsicht, Papa, Vorsicht," mahnte sie, „der Adjutant ist nicht zufällig hier. Wo ist der Bote von Maximo Gomez? Wer ist's?"

„Freund Enrique; drüben auf dem andern Ufer, im Hause des Fährmanns ist er zunächst geblieben, aber gleich wird er hier sein, wir haben ihn rufen lassen."

„Seid ihr des Fährmanns sicher?" fragte die Tochter.

„Er ist Kubaner," antwortete ihr Vater,

unwillkürlich leiser, „und wenn ihn auch die Pflicht gegen sein Vaterland nicht bände, er weiß, was dem Verräter droht.“

„Ich bin besorgt,“ sagte die Tochter. „Um dich und Onkel in die Hand zu bekommen, zahlen die Spanier einen Preis, der wohl eines Mannes Seele verderben kann. Wenn man ihm ein kleines Vermögen versprochen und die Zusicherung gegeben hat, daß man ihn sofort nach gelungenem Streich nach Habana eskortieren lassen und nach Europa senden will?“

„Wir würden ihn vorher treffen oder drüben,“ antwortete ihr Vater, „und das, denk' ich, weiß er. Aber Vorsicht ist gut, auch mir ist die Sache verdächtig. Sage Tomas Bescheid: für mich, Diego und Ramon stehen die Sättel in seinem Zimmer, seit ich hier bin, fertig gepackt auf den Pflöcken. Munition, Proviant und die nötigsten Kleider sind aufgeschnallt. Winchesterbüchsen, Gürtel, Revolver und Machete für jeden von uns dreien hängen dabei. Er soll satteln, aber selbst, sorgfältig. Für mich den Cyclon, Diego und Ramon sollen die beiden Braunen nehmen, Don Enrique deine Alazana. Ein Opfer für dich, Maria. Wir sind dann aber auch beritten, daß sich die Spanier wundern sollen. Noch eins: nimm aus Onkels Gewehrschrank eine Schachtel der Explosionspatronen zu den Winchesterbüchsen, drei Stück für jeden an Stelle der gewöhnlichen in unsere Patronengürtel. Die drei ersten links

von der Hüfte. Tomas soll die Pferde zur Hinterpforte aus dem Stall führen lassen und unter den Ceibas am großen Stein warten, er selbst. Nur für alle Fälle — die Diener bekommen erst im letzten Augenblick Befehl."

Doña Maria eilte durch den Flur des Hauses davon und zunächst in das Zimmer ihres Onkels, eben dasselbe, das nach der Veranda hinausging, wo vorhin die Gesellschaft gesessen hatte, und vor dessen Reja ihr Vater jetzt auf und ab schritt. Es war schon ziemlich dämmrig drinnen, die Sonne stand hinter dem Hause, das breite Dach des Colgadizos, die dichten Kronen der mächtigen Bäume schlossen das Licht ab.

Der Gewehrschrank stand in einem kleinen, noch dunkleren Nebenraum, der sonst nur noch mit großen Rohrstühlen und anderen bequemen Möbeln ausgestattet war: Don Carlos pflegte hier Siesta zu halten.

Eben beugte sich Doña Maria zum Schloß des Schrankes, da hörte sie Geräusch hinter sich: vorsichtig, unhörbar richtete sie sich auf. Sie wandte sich, und ihr Herz stockte: mitten in ihres Onkels Zimmer stand im Dämmerlicht der Adjutant des Generals, deutlich hob sich seine hagere Gestalt gegen das matte Licht ab, das zur Reja hereinfiel.

Fast in demselben Augenblick tönte draußen ein leiser Pfiff, ein paar halblaute Worte wurden gewechselt, und zwei Gestalten erschienen vor dem

Gitter. Ein Mann hatte sich über die Balustrade des Colgadizo geschwungen und stand jetzt neben ihrem Vater. Die beiden begannen zu sprechen. Doña Maria verstand jedes Wort und wußte, daß dem schleichenden Raubtier da vor ihr umso weniger eines entging: Don Cristobal stand jetzt dicht am Gitter, aber so, daß er von draußen nicht gesehen werden konnte.

„Sind wir hier sicher, Don Juan?" hörte sie den Ankömmling zu ihrem Vater sagen, „die Luft scheint mir nicht rein, draußen die Calzada entlang lungern spanische Soldaten, wie in zufälligen Gruppen, aber zuviel für einen Zufall."

„Die Gefahr ist immer über uns, Don Enrique, ich denke, ich habe vorgesorgt — aber rasch, was läßt Don Maximo mir sagen?"

„Er erwartet Sie, er läßt dringend bitten, der große Wilhelm ist gefallen, wir brauchen Führer und Geld, viel Geld."

„Was ich besitze, habe ich sicheren Freunden cediert. Ich habe heute erst das Geld erhalten, einige tausend Dollar in Gold, den Rest in großen amerikanischen Scheinen, ein Vermögen, ein großes Vermögen, ich trage es bei mir. Sagen Sie Don Maximo, daß ich sofort komme. Ein Küstensegler liegt schon im Hafen. Wichtige Nachrichten bringe ich noch selbst. Haben Sie irgend etwas nötig?"

„Fünfhundert Dollar Gold, ich habe sie dem Fährmann versprochen. Einen guten Revolver

und Patronen, ich führe nur einen Dolch. Und ein andres Pferd, ein schnelles Pferd, ich fürchte, ich werde es brauchen."

„Ich sorge für alles, wollen Sie gleich reiten?"

„Nein, jetzt nicht, die Fähre ist mir verdächtig, wenn ich nur erst über den verfluchten Fluß wäre. Ich warte bis zum Dunkelwerden. Kann ein Pferd den Fluß durchschwimmen?"

„Kaum," antwortete Don Juan, „es wird auch nicht nötig sein. Nur Ruhe; essen Sie, bevor Sie gehen, drüben bei meinem Mayordomo, woher Sie kommen. Dort hören Sie alles Weitere. Im Hause ist es unmöglich, ein Spanier ist hier, des Generals Adjutant."

Ein wilder Fluch zischte zwischen des andern Zähnen hervor: „Daß er im Kot ersticke, der Hund."

„Ruhe, Ruhe. Gehen Sie hier, halten Sie sich dicht am Hause, im Schatten der Bäume. Bis gleich."

Die beiden Gestalten vor dem Gitter verschwanden. Man hörte einen leichten Sprung.

Don Cristobal huschte aus dem Zimmer hinaus auf den Flur und begab sich in den Patio. Doña Maria aber eilte ans Gitter, ihren Vater anzurufen.

IV.

Im Patio war die Abwesenheit des Spaniers natürlich nicht unbemerkt geblieben. Es beunruhigte Mariens Verlobten und ihren Onkel auf das äußerste, als sie ihn, scheinbar ganz gleichgiltig umherschlendernd, in dem Hausflur verschwinden sahen, durch den man von der vorderen Veranda hergekommen war. Dem Gast nachzugehen, der sich 'sein Haus' ein wenig ansieht, wäre gegen allen Brauch gewesen, und wenn man ihn rief, ohne daß er am Schuß war, so konnte auch das erst einen Verdacht erregen, den er vielleicht doch noch nicht hatte. Einige Minuten blieb man unschlüssig, und da kam er auch schon zurück.

Berthold aber überlief es kalt, als Don Cristobal hinter seinen Stuhl trat und ihn ansprach; nur kurze Zeit, sehr kurze Zeit hatte man ihn nicht unter Augen gehabt und dennoch: ein unterdrückter, frecher Triumph lag jetzt im Ton seiner Stimme.

„Ich bin ja gleich wieder am Schuß, Don Roberto," sagte er, während seine Augen Bertholds Liste überflogen. „Die Herren haben ziemlich schlecht geschossen zuletzt, sehe ich. Besonders Sie, Don Roberto. Vielleicht steche ich Sie doch noch eines Tages aus."

Der Deutsche hatte das deutliche Gefühl: er weiß, was im Hause vorgeht, und seit eben erst ist er seiner Sache sicher.

Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf: sein Schwiegervater, der Bote, den er draußen erwartete, seine Braut. Aber da kam auch schon Doña Maria mit ihrem Vater. Sie hatte die letzten Worte Don Cristobals gehört.

Ohne die mindeste Erregung zu verraten, trat sie an das Tischchen heran und stand dem Adjutanten gegenüber. Sie ergriff eine der Pistolen.

„Geladen?" fragte sie kurz. „Ich würde Ihnen doch nicht raten, mit uns anzubinden, Don Cristobal," sagte sie dann lächelnd und hob die Waffe. Auch aus ihrer Stimme klang mehr, als die Worte sagten; und der Spanier hörte den stahlharten Unterton.

Da stand er, wenige Schritte vor ihrem unfehlbaren Lauf. Welche Gedanken schossen durch sein Hirn! Wenn sie ahnte, daß seine Späher ihn von der Anwesenheit des Insurgenten schon unterrichtet hatten, als er in der Fährhütte drüben nur eben angekommen war, wenn sie

ahnte, daß des Fährmanns Gehilfe, der die Botschaft ihres Vaters zu Don Enrique zurücktrug, vorher den Spaniern Bescheid gebracht hatte, wann er herüberkommen würde, wenn sie ahnte, daß das Haus schon umstellt war, daß er selbst ihren Vater soeben belauscht hatte — daß er schon nach seinem Leben griff ... Konnte sie ihn nicht bemerkt haben vorn im Zimmer? Als er ging, war sie nicht im Patio gewesen. Jetzt kam sie da aus dem Hausflur. Mit ihrem Vater. Wenn sie wüßte ... Wie eine Lähmung legte es sich über ihn, mit aschgrauer Bläße überzog sich sein Gesicht. Hinter sich hörte er Juan Bengochea hastig mit Don Carlos flüstern.

Er tastete nach dem Griff seiner Toledoklinge aus Solingen und wagte nicht, sie nur in der Scheide zu lockern: der Hahn knackte — eine Unvorsichtigkeit und er war verloren; sie würde sich das Auge aussuchen, durch das sie ihm die Kugel ins Hirn jagte.

Und Doña Maria suchte wirklich eine Sekunde lang. Eine Sekunde lang stand der Spanier an seines offenen Grabes Rand. Aber sie überlegte: — — diesem Schakal da konnte sie den Kopf zerschmettern, sicher, aber vielleicht gab sie damit ihren Vater, ihren Onkel, ihren Verlobten, sich selbst und die Freunde in die Hände der Spanier. Von den Deutschen war außer Berthold nur Gerting ein Eingeweihter, er hatte ihrem Vater heute das Geld gebracht, aber durfte

sie ihn, oder gar die andern, die ihrer Sache ganz fern standen, in die Katastrophe verwickeln? Und wie wäre die Flucht so vieler, des ganzen Hauses möglich gewesen. Zu Lande war nicht mehr zu entkommen: draußen die Calzada entlang standen schon seine Soldaten. Wohin aber zur See, so viele in den paar kleinen Booten? Alle diese Erwägungen, der Widerstreit folgenschwerster Entschlüsse vollzog sich in dem schönen Kopf während eines Augenwinks, während man noch das Knacken des Hahns zu hören glaubte, wandte sie sich schon ruhig der Scheibe zu und wiederholte kühl aber ganz verbindlich:

„Ich würde Ihnen doch nicht raten, mit uns anzubinden, Señor Don Cristobal: nicht einmal gegen mich allein kämen Sie auf. Achtung, Ramon!“

Der Mulatte sprang zur Seite, und schon fiel ihr Schuß. Die erste Kugel zerriß die linke Schnur dicht oben am Pfeiler, und ehe noch die an der rechten Schnur gegen die Wand fallende Scheibe anschlug, hatte die zweite Kugel auch die andre Schnur abgeschnitten. Die Scheibe klatschte zu Boden.

„Verzeihen die Herren, daß ich das Vergnügen so eigenmächtig beende, es wird aber Zeit zur Comida; ich darf doch auf Sie alle rechnen?“

Gerting und Echegoyen waren von Bengochea in leisen fliegenden Worten vom Vorgefallenen unterrichtet worden. Alle drei hatten in Don

Cristobals Stimme den Triumph und gleich darauf aus Mariens Worten die furchtbare Drohung heraus gehört, alle drei hatten einen Augenblick gezittert: der Wunsch, den Don Juan deutlich im Auge seiner Tochter aufblitzen sah, der Wunsch, den Hallunken da zu vernichten, lag so nahe, die Ausführung war so leicht, so unbedingt sicher und — wäre doch so thöricht gewesen. Ein Bann war von ihnen genommen, und auch Robert Berthold atmete auf, als Maria sich für das Richtige entschied.

Ihre Einladung gab jetzt das Zeichen zum Aufbruch: Raden erklärte auf einen Wink Gertings, für sich und seinen Neffen, daß sie nach der Stadt zurück und also leider verzichten müßten; dasselbe behauptete unter lebhaften Äußerungen des Bedauerns Gerting selbst.

Während aber noch diese Höflichkeiten ausgetauscht wurden, tönte vom Meer her ein langgezogener, heulender Pfiff, dem sofort zwei kurze Pfiffe folgten.

Erstaunt sahen alle auf, auch Ramon, der eben die Schnüre um seine Papierscheibe wickelte, drehte sich nach dem Meere um: da, rechts um die Landspitze bog, von Habana kommend, die armierte Dampfbarkasse des im Hafen liegenden Regierungspanzers 'Isabela Catolica'. Gelb und rot wehten die spanischen Farben im Winde.

Don Cristobal hatte sich erholt, ein tückisches Lächeln flog über sein Gesicht, in das langsam

die Farbe zurückkehrte. Das verabredete Signal der Dampfpfeife war von seinen Offizieren auf der Landstraße sicher gehört worden: die Falle war zu.

„Was hat das zu bedeuten," sagte er mit heuchlerischem Hohn, „die Barkasse unseres Panzers?"

Mit diesen Worten schritt er über den Hof und trat unter dem Mittelbogen so dicht an die Brüstung heran, daß man ihn an Bord mußte sehen können. Gellend wiederholte jetzt die Dampfpfeife das Signal von vorher dreimal ganz kurz hinter einander. Hinter dem alten Turm links, mitten in der Flußmündung drehte die Barkasse und fuhr langsam wieder an der kleinen Bucht vorbei, um vor der Landspitze rechts wiederum zu wenden. Don Cristobal lächelte befriedigt; das war die Ordre: immer vor Bucht und Flußmündung kreuzen. Rechts hinter dem Ceibawald standen seine Posten bis ans Meer, und in weitem Bogen zog sich ihre Kette zur Calzada und die Calzada entlang bis an die Fähre, bis an den Almendares. Niemand konnte entkommen! Den Herrschaften da hinter ihm mußten die Pfeifensignale wie die Posaunen des Gerichts in die Ohren schmettern, sie saßen wirklich in der Falle. Das hochmütige, stolze Weib, vor dem er in Ohnmacht eben noch hatte zittern müssen — endlich würde sie gebrochen sein — vor ihm im Staube würde sie sich

winden und um ihres Vaters Leben winseln — einige Wochen Kerker und der Hochverratsprozeß über seinem Haupt würden sie schon zahm machen, so zahm — und er würde zu fordern wissen — sie selbst zur Beute, die verschmäht hatte, seine Gemahlin zu sein.

Er kehrte unter das Colgadizo zurück; Mariens Vater und ihr Verlobter waren verschwunden. Doña Maria aber stand vor ihm, aufrecht, königlich, stolz. Er knirschte innerlich.

„Warte nur," dachte er, „deine Zeit ist nahe." Vollendet höflich, fast ironisch förmlich, sagte er zu ihr: „Ich muß mich von Ihrer Gnade beurlauben, Herrin, es scheint etwas vorgefallen zu sein. Die Pflicht ruft." Damit grüßte er militärisch und wollte sich zurückziehen. Das aber wollte der Hausherr nicht zulassen.

„Ihre Gnade wird uns doch das nicht anthun. Die deutschen Herren müssen zur Stadt, Sie aber, Don Cristobal, dürfen uns nicht auch verlassen."

Die spanische Höflichkeit ist sehr langatmig und sehr vielseitig. Don Carlos mit seinem vornehm ruhigen Bronzegesicht war von vollendeter, schier unwiderstehlicher Verbindlichkeit und erfindungsreich in immer neuen Vorschlägen, einen so verehrten Gast noch einige Stunden dem Hause zu erhalten: ob Don Cristobal nicht die Diener des Hauses nach Erkundigung senden

wollte, ob Don Cristobal nicht auch der Meinung sei, daß man ihn schon in diesem seines ergebenen Dieners Hause gesucht haben würde, wenn sich wirklich etwas ereignet hätte, ob Tomas vielleicht nach der Kommandantur gehen und in Don Cristobals Auftrage Nachricht einziehen dürfe. Der Adjutant stand auf Kohlen.

Endlich mußte aber Don Carlos, nicht ohne tiefes Bedauern und nicht ohne fast ein ganz klein wenig verletzt zu sein, es doch aufgeben, den hochgeschätzten Gast zu halten.

Da griff Doña Maria ein: Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego werde aber doch wohl ihrem Vater und ihrem Verlobten nicht die Gelegenheit entziehen wollen, sich von ihm zu verabschieden. Die beiden Herren rechneten doch bestimmt darauf, daß er bliebe, daß sie ihn an der Tafel wieder finden würden, sie werde die Herren sofort rufen. Damit eilte sie hinweg, und wieder verstrich Zeit, kostbare Zeit. Weder Doña Maria noch die Herren kamen. Endlich konnte der Spanier sich nicht verhehlen, daß er augenscheinlich ganz absichtlich aufgehalten werde, er las förmlich in den Gesichtern vor ihm den Hohn. Mühsam bewahrte er die Haltung, sprach nochmals einiges von der Pflicht, bat, ihn bei den Herren und namentlich bei Doña Maria zu entschuldigen, und stürmte davon.

Nun schlossen sich ihm aber wieder die

Deutschen an, die ja auch gehen wollten. Gerting war etwas bleicher als gewöhnlich, aber mit kühler Ruhe, die den Spanier zur Verzweiflung brachte, heftete er sich an seine Fersen, und während Raden und sein Neffe sich verabschiedeten und nach der Haltestelle der Straßenbahn gingen, bat er um die Erlaubnis, den Adjutanten nach der Kommandantur begleiten zu dürfen, um — selbstverständlich soweit das Interesse des Dienstes es gestatte — vielleicht gleichzeitig zu hören, ob irgendwelche Nachrichten eingelaufen wären, die ja auch dem Geschäftsmann möglicherweise von großer Wichtigkeit sein könnten. Der Adjutant brauchte noch weitere lange fünf oder zehn Minuten, um auch ihn abzuschütteln. Endlich gelang es ihm. Aber nicht, bevor er erklärt hatte, er brauche ja garnicht zur Kommandantur zu gehen, er wisse, was er zu thun habe, der deutsche Herr thäte übrigens besser, sich um etwas anderes zu kümmern.

Sehr erstaunt, sehr kühl und höflich trat nun Gerting mit steifem Gruß zurück und wandte sich wieder ins Haus. Während man aber die drei in Begleitung des Offiziers aus der Villa kommenden Herren hatte passieren lassen, verweigerten die Posten, die sich inzwischen in dichter Kette bis an den Eingang herangezogen hatten, ihm jetzt den Durchlaß. Gerting stellte sich wütend:

„He, Don Carlos!“ rief er mit Stentor-

stimme in den offenen Flur hinein, „was sollen diese Schildwachen vor Ihrem Hause?“

Carlos Echegoyen erschien unter der Veranda. Auch er spielte seine Rolle gut: erregtes Hin und Her entstand, Don Cristobal hörte noch den Lärm hinter sich, während er die Calzada entlang eilig zur Fähre hinabschritt. Eine starke Abteilung Infanterie, berittene Garden und zahlreiche Offiziere standen am Ufer. Don Cristobals Diener erwartete ihn mit gesatteltem Pferde. Der Fährprahm war am anderen Ufer, eben stieß er drüben ab und begann an seinem langen Drahtseil in flachem Bogen herüber zu dampfen. Don Cristobal gab seinen Offizieren Verhaltungsmaßregeln, sandte die verfügbaren Fußtruppen bis auf sechs Mann zur Verstärkung der Postenkette aus und befahl, von hundert zu hundert Schritt berittene Piketts von drei Mann die Straße entlang aufzustellen. Er selbst stand am Ufer an der Stelle, wo die Fähre anlegen mußte. Die Calzada läuft hier in schräger Ebene ins Wasser, das Ende ist mit wohlgefügten Balken gedielt, auf die sich die Fähre beim Anlegen schiebt: wenn sie festgelegt ist, können bequem zwei Wagen neben einander von der Fahrstraße auf den breiten Prahm fahren. Die mächtigen Stangen, die der Fährmann und sein Gehilfe benutzen, um nötigenfalls den Stoß beim Anlegen zu mindern und auch um die Fähre wieder von den Ufern abzustoßen, werden mit den massigen

Handgriffen in eiserne Halter gelegt, während sie mit ihren breiten, stumpfen Eisenspitzen auf dem Lande ruhen und so rechts und links eine Art Barriere bilden.

Don Cristobal fieberte in der Vorfreude vollen Triumphes: von seinem Platz aus konnte er den ganzen Fluß bis zur Mündung übersehen: eben erschien die Barkasse davor und verschwand dann umkehrend wieder nach rechts. Don Cristobal wandte sich um. Durch den Ort hindurch konnte er auch die Calzada überblicken — weit — bis zur Höhe, wo die Straße sich etwas nach Habana hin senkt. Bis dahin und noch etwas weiter erstreckte sich links der Ceibahain wie eine dichte Wand, so dicht, daß von hier aus nichts von Echegoyens Villa zu sehen war.

Don Cristobal drehte sich wieder nach dem Strom um: die Fähre war auf einige hundert Schritte herangekommen. Sie sollte angehalten und der Fährmann mit seinem Gehilfen zum Schein verhaftet werden, damit man ihn nach Habana eskortieren und verschwinden lassen könnte. Gleichzeitig wollte er dann von allen Seiten gegen Echegoyens Haus vorgehen lassen und die Schlinge zuziehen.

Die Fähre legte an, plump und schwer schob sie sich auf die schlüpfrigen Bohlen, da ertönte entferntes Getümmel und Geschrei von der Landstraße her. Don Cristobal sah, wie zwei weißgekleidete Reiter weit oben hinter der Villa über

den Graben setzten, der Echegoyens Besitz von der Calzada trennte, die Posten niederritten und, die breiten Strohhüte fast auf den Mähnen ihrer Pferde, dem fernen Habana zu jagten. Gleich darauf waren sie hinter der Steigung der Straße verschwunden. Ein Offizier kam zur Fähre heruntergesprengt, um Don Cristobal Meldung zu machen. Die Piketts, an denen er vorüberritt, schlossen sich auf seinen Zuruf hin sofort denen an, die die Verfolgung der Flüchtigen schon aufgenommen hatten.

„Sie fliehen nach Habana," rief der Offizier von weitem.

„Die Verrückten," lachte Don Cristobal, „das dümmste, was sie thun konnten."

Aber dabei war er schon auf seinem Pferde und jagte ebenfalls die Straße hinauf.

Don Cristobal war glücklich. Alles entwickelte sich in der denkbar besten Weise: Don Juan an der Seite Don Enriques auf der Flucht verhaftet, das vereinfachte den Prozeß ganz wesentlich. Hoffentlich gebrauchten die beiden ihre Waffen — beim Wirtshaus Cosmopolitan hatte er eine ganze Kompagnie rittlings der Landstraße aufgestellt — sie waren rettungslos verloren.

Don Cristobals Diener und die sechs Mann an der Fähre schienen nicht übel Lust zu haben, dem allgemeinen Getümmel nachzulaufen, sie standen jetzt etwa hundert Schritt von der Fähre entfernt mitten auf der Landstraße, die Ereignisse

auf das lebhafteste besprechend. Die durcheinanderschreiende, mit Händen und Füßen gestikulierende Gruppe vermehrte sich rasch, denn auch die Postenkette lockerte sich, selbst Offiziere, die vergeblich das Signal zum umklammernden Vorrücken erwarteten und den Lärm hinter sich hörten, wollten sich unterrichten.

Der Fährmann und sein Gehilfe legten eben die schweren Bäume in die Gaffeln, da stürmte, keine zwanzig Schritt von der Fähre, Don Enrique, der Insurgent, gefolgt von Juan Bengochea und seinen zwei Dienern, aus dem Dunkel der Ceibas. Im Nu waren die Reiter auf der Fähre und von den Gäulen. Die beiden Diener stießen mit der übermenschlichen Kraft, die die Gefahr verleiht, die Fähre vom Lande. Don Juan eilte an die Maschine, voll Dampf setzte sie ein — einige Minuten würden die alten Cylinder schon halten — im nächsten Augenblick trieb der Prahm ab und wurde von der Strömung erfaßt, keuchend und wie in Wut über die ungewohnte Überanstrengung stöhnend, arbeitete er sich dem anderen Ufer zu. Don Enrique hielt den Fährmann und seinen Gehilfen unter dem Revolver. Die Diener hatten die schweren Stangen, gegen die sie sich wild angestemmt hatten, ins Wasser gleiten lassen, als ihre volle Länge ausgenutzt war. Wozu sie einziehen, das hätte nur Zeit gekostet. Während sie jetzt den Fährmann und seinen Gehilfen

knebelten, richteten Bengochea und Don Enrique ein wohlgezieltes Feuer aus ihren Repetierbüchsen auf die überraschten Soldaten am Lande. Zwei fielen, die andern suchten Schutz in einer kleinen Bretterbude, die, zum Betrieb der Fähre gehörend, dicht am Ufer stand, und begannen von dort aus auf die Fähre zu schießen. Die Flüchtigen waren im Vorteil. Sie hatten hinter dem Kesselhäuschen und dem hohen Radkasten vortreffliche Deckung, nur der Fährmann und sein Bursche waren den spanischen Kugeln ausgesetzt: fest umschnürt hatten Diego und Ramon sie neben einander, voll dem Lande zu, an den Radkasten gebunden. Über sie weg sandten Enrique und Juan ihre Kugeln gegen die Bretterbude.

Das Geschrei der Gebundenen gellte verzweifelt über den Fluß. Aber die Soldaten kannten keine Schonung: die beiden durften den Fliehenden keine Deckung sein. Es waren so wie so nur Kubaner! Hageldicht schmetterten die Geschosse rechts und links in die Planken, durchbohrten hier und dort, überall ihren Körper. Das Geheul ward rasch zum Winseln und leisen Stöhnen, und bald verstummte auch das: zwei kugeldurchsiebte Leichen hingen in den Stricken. Die Flüchtlinge sandten jetzt einige wohlgezielte Explosionskugeln herüber, die in der leichten Bude wahre Verheerungen anrichteten. Das Feuer vom Lande wurde lässig.

Die Fähre war schon sehr weit entfernt, fast hatte sie das andere Ufer erreicht, da erschien wieder die Barkasse vor der Flußmündung: der Kommandant hatte augenscheinlich das Gewehrfeuer gehört. Er ließ diesmal nicht mit der Regelmäßigkeit wie vorher wenden. Er kam sogar ein Stück den Fluß heraufgedampft, dann schien er wieder unschlüssig zu werden. Was ging ihn die Fähre an. Mit den Operationen zu Lande hatte er nicht das Mindeste zu thun, er durfte nicht gegen Befehl handeln, so kehrte er denn um und kreuzte vor der Bucht weiter.

Das jenseitige, unbewohnte Ufer war völlig leer, weit und breit niemand zu sehen. Kaum berührte die Fähre das Land, so jagten die vier Flüchtigen auch schon auf ihren ausgesuchten Rennern dem Innern zu, in einer Gangart, daß die Steigbügel fast die Erde fegten.

V.

Während Mariens Vater das jenseitige Ufer des Almendares bereits erreicht hatte, glaubte Don Cristobal, daß er ihn in wenigen Minuten in seiner Gewalt haben werde. Zwar hatte man sich den beiden weißgekleideten Reitern nicht nähern können, sie hatten augenscheinlich bessere Gäule zwischen den Schenkeln, als die Kavallerie seiner spanischen Majestät, aber der Adjutant wußte ja, daß die beiden nur der Kompagnie in die Bajonette reiten konnten, die er als dunkle Linie, wie einen Strich, der sich quer über die graue Chaussee zog, unten, fern am Horizonte, schon erkannte.

Einen Augenblick hatte die ganze Kavalkade gestutzt, als sie das lebhafte Gewehrfeuer hinter ihrem Rücken vernahm. Doch nur einen Augenblick, mit einem kurzen 'Vorwärts, Vorwärts' warf Don Cristobal seinen Hengst in der Richtung nach Habana wieder herum, setzte ihm die Sporen in die Weichen und jagte an der Spitze der

Seinigen weiter den beiden Verfolgten nach. Was es auch sein mochte, das hatte Zeit. War es etwa zum Kampfe gekommen? Um so besser. Das alles würde sich nachher finden.

Während die Entfernung zwischen den Flüchtlingen und ihren Verfolgern immer dieselbe blieb, näherten sich doch beide in wilder Eile der Fonda Cosmopolitan. Bald war man nahe genug, die aufgestellten Truppen deutlich zu erkennen. Don Cristobal sah, daß man dort die Jagd bereits bemerkt hatte: zu beiden Seiten der Chaussee dehnte sich halbmondförmig die Linie der Truppen aus, links bis an die Küste, rechts bis an den Bahndamm, der sich hier ziemlich dicht an die Chaussee heranzieht, denn 'El Cosmopolitan' ist Haltestelle.

Don Cristobal wunderte sich, daß die beiden Verfolgten nicht wenigstens den Versuch machten, nach rechts seitlich auszubrechen und über den Bahndamm zu entkommen, denn die Truppen vor sich mußten sie doch auch bemerken.

Er wunderte sich noch mehr, als er sah, wie die beiden plötzlich ihre Renner zu noch beschleunigterer Gangart antrieben und im sausenden Galopp grade der Kolonne entgegenritten, vor deren Front der Hauptmann mitten auf der Chaussee hielt. Kurz vor ihm parierten die beiden ihre Pferde und begrüßten ihn mit dem Hute in der Hand. Die entblößten Häupter zeigten deutlich blondes und weißes Haar. Er

war genarrt: das waren nicht Juan Bengochea und Enrique, der Rebell. Unter wütenden Sporenhieben schoß sein Pferd in weiten Sätzen den anderen voraus: Robert Berthold, der deutsche Hund, war es mit dem alten Tomas, Echegoyens Diener.

Robert Berthold hatte sich ruhig, höflich an den ihm bekannten Offizier des Detachements gewandt: „Sie kennen mich, Herr Hauptmann, ich komme von meinem Schwiegervater, man hat sein Haus umstellt, es muß irgend ein Mißverständnis vorliegen, das sich ja rasch aufklären wird. Ich hatte aber nicht Lust, in die Sache verwickelt zu werden. Sie wissen, ich bin Deutscher."

Don Cristobal stürmte heran, schäumend vor Wut: „Herunter mit ihnen von den Gäulen, Kapitän," und sich an zwei seiner Dragoner zurückwendend, rief er: „Stricke her, bindet die Rebellen an die Steigbügel, wir werden sie laufen lehren."

Robert Berthold warf sein Pferd nach dem Sprecher herum, hochauf bäumte es sich, und die kleinen, stahlbewehrten Hufe sausten niederfallend dem Pferde des Adjutanten so dicht an der Nase vorbei, daß es in jähem Seitensprung halb Kehrt machte und seinen Reiter bei einem Haare in den Chausseegraben setzte; ohne sich um das Fluchen und Schimpfen des Tobsüchtigen zu kümmern, wandte sich der Deutsche dann an den Führer

der Kompagnie: „Ich empfehle Ihnen, Herr Hauptmann Almatesta, die Vollmachten des Herrn auf das Genaueste zu prüfen; ein Befehl, mich zu verhaften, wird kaum vorliegen, liegt er aber vor, so verlange ich sofortiges Verhör in Habana, dem die auswärtigen Konsuln beiwohnen werden, die durch meinen Freund Gerting bereits benachrichtigt sind; ich stehe unter dem Schutze des Deutschen Reichs. Und nun thun Sie, was Sie zu verantworten haben werden."

Dem Hauptmann war die Sache augenscheinlich bedenklich. Daß man Don Cristobal düpiert hatte, war ihm ganz klar, er hatte aber nicht viel Lust, deshalb irgend etwas zu thun, wofür ihn der General nachher, wenn es zum Streite mit den Vertretern des Auslandes käme, vielleicht würde büßen lassen müssen.

„Ein Wort, Herr Kamerad," sagte er zu dem Adjutanten, ritt mit ihm einige Schritte abseits und fuhr dann halblaut, nicht ohne leisen Spott, fort: „Ich verstehe Ihren Zorn, Herr Kamerad, man scheint Sie absichtlich auf diese Fährte gelockt zu haben, damit Don Juan und Don Enrique, die abzufangen ich hier aufgestellt bin, Gelegenheit hätten, nach der andern Seite zu entkommen. Ich gebe aber zu bedenken, daß der zweite Fehler vielleicht ärger ist als der erste; daß der deutsche Herr unter diesen Umständen das Echegoyensche Haus verläßt und so rasch als möglich nach Habana zu kommen sucht, ist am

Ende natürlich, aber selbst wenn Ihr Verdacht begründet wäre, dürfen wir ihn doch auf keinen Fall roh behandeln. Er ist nicht spanischer Unterthan, wir würden dem General einen schlechten Dienst leisten, vermute ich, wenn wir jetzt einen Konflikt mit einer europäischen Macht veranlaßten. Vielleicht sind seine Beziehungen zu den Verwandten seiner Braut wirklich hochverräterisch, man müßte aber doch bündige Beweise dafür haben. Es scheint mir richtig, ihn jetzt laufen und im geheimen genau überwachen zu lassen. Den Diener werde ich behalten und nach der Chorrera mit zurückführen. Ihre Anwesenheit erscheint mir dort aber dringend nötig: hören Sie, noch immer fallen Schüsse."

Don Cristobal knirschte, doch er sah ein, daß es das einzig Richtige war, vielleicht war es noch nicht zu spät, vielleicht waren Don Juan und Don Enrique noch zu fassen.

„Ich überlasse Ihnen das Weitere, Herr Kamerad," rief er laut und affektiert hochmütig.

„Nicht alles Weitere," sagte Robert Berthold kühl, „das Weitere zwischen uns wird sich finden, sobald dieser Zwischenfall erledigt sein wird," und dann wandte er sich an den Hauptmann: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Don Cristobal sparte sich jede Erwiderung; ein kurzes Kommando, und er stob mit seinen Reitern in der Richtung nach der Chorrera wieder davon.

Der Hauptmann wandte sich jetzt äußerst höflich an den Deutschen und sagte: „Don Cristobal war sehr erregt. Es besteht kein Grund, Sie zurückzuhalten, nur bitte ich Sie, mit der Bahn nach Habana zurückzukehren, die Station ist ja nur wenige Schritte entfernt. Der Diener und die beiden Pferde mögen hier bleiben, ich darf nichts passieren lassen, was zum Hause Carlos Echegoyens gehört."

Berthold stieg lächelnd ab, gab Tomas die Zügel seines Pferdes, trug ihm Grüße an seine Braut und an Don Carlos auf, verabschiedete sich freundlich von dem Hauptmann und begab sich nach der nahegelegenen Haltestelle, um sich von dort durch die alte, klapprige, prustende Maschine nach Habana zurückbefördern zu lassen. Der Hauptmann aber zog seine Leute zusammen und führte sie, mit Tomas und den beiden Pferden in der Mitte, nach der Chorrera zurück.

Dort fand er dann Don Cristobal in Wut und Schmerz: der lange und sorgfältig vorbereitete Plan war völlig mißglückt. Alle Vorsichtsmaßregeln hatten nichts genützt: im letzten Augenblick waren ihm die beiden Rebellen entschlüpft, und die Art, wie sie das gethan hatten, hatte dem spanischen Ansehen wieder erheblichen Abbruch gethan, das konnte er in den Mienen der zahlreichen Neugierigen lesen, die von allen Seiten herankamen, als erst die Schießerei aufgehört hatte. Drei spanische Soldaten lagen tot

am Flußufer, fünf, sechs waren erheblich verwundet. Drüben am andern Ufer ragte die schwere Fähre nur noch mit dem Vorderteil aus dem Wasser: die Fliehenden hatten sie während der Überfahrt angebohrt. Langsam, allmählich war sie gesunken, der Verkehr zwischen den beiden Flußufern zunächst unterbrochen und die Verfolgung ungemein erschwert. Die wellenumspülten Leichen der beiden Verräter an den Radkästen waren eine stumme, aber furchtbare Drohung: sie hatten die Sache der Freiheit an Spanien verraten, und spanische Kugeln waren ihr einziger Lohn gewesen. Er würde nicht sobald wieder einen Kubaner finden, der ihm diente.

Die von ihm persönlich durchgeführte Haussuchung im Hause Echegoyens hatte garnichts zu Tage gefördert als einen Zettel von Juan Bengochea: 'Verzeihe, lieber Schwager, daß ich Dir Ungelegenheiten mache. Maximo sandte mir — wie er vergeblich schon oft gethan — heute abermals seinen Freund, um mich für seine Sache zu gewinnen; während er bei mir war, wurde Dein Haus umstellt. Ich fliehe, denn daß ich Maximos Boten nicht verriet, wäre den Herren Spaniern Grund genug zu peinlichem Prozeß. Ich *gehe* also ins Lager. Es lebe das freie Kuba!'

Don Cristobal zweifelte keinen Moment, daß das alles niederträchtig gelogen war, um Don Carlos zu entlasten, hatte er doch viel mehr aus

der belauschten Unterhaltung herausgehört, aber es war sehr geschickt gemacht: man würde es allgemein glauben.

Beim Verhör trat ihm Doña Maria eisig kalt, mit deutlich gezeigter Verachtung gegenüber. Der Hausherr Don Carlos mit seiner vollendeten Beherrschung der Formen und seiner unerschütterlichen Sicherheit verstand es meisterhaft, den Mann, der sich unter der Maske eines guten Bekannten eingeschlichen hatte, der sich dazu hergegeben hatte, persönlich den Spion zu spielen, und dem in seiner Dummheit das geplante Bubenstück doch lächerlich mißlungen war, durch blutigen Hohn fast an den Wänden in die Höhe zu treiben.

„Diese Pflicht muß für Ihre Gnade außerordentlich schmerzlich sein, Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego: der General wird die Befehle von Habana aus gegeben haben. Er konnte nicht ahnen, daß er einen so ritterlichen Herrn in die peinliche Lage brachte, ein Haus durchsuchen zu müssen, dessen Gast er soeben gewesen ist. Aber beruhigen Sie sich, verehrtester Herr, es ist doch selbstverständlich, daß Ihre Gnade noch nicht das Mindeste ahnte von dem Bevorstehenden, als Sie die Güte hatten, uns mit Ihrem Besuche zu beehren. Nehmen Ihre Gnade nur gar keine Rücksichten auf uns, gehen Sie genau nach den Vorschriften, Don Cristobal. Sind alle Räume genau durchsucht?

Ich lege Wert darauf, Don Cristobal, daß Ihre Untersuchung meine völlige Unschuld außer allen Zweifel stellt. Wer hätte das von meinem Schwager gedacht. Wie konnte er glauben, daß man ihm irgend etwas anhaben würde, er war ja der vollkommensten Gerechtigkeit sicher. Welche bedauerliche Überstürzung. Er hat ganz den Kopf verloren."

Es war alles durchsucht worden, jeder Winkel des Hauses, jeder Schrank, jedes Fach. Man hatte die Wände beklopft und die sämtlichen Insassen des Hauses verhört: nichts, garnichts hatte man zu finden vermocht, nicht den leisesten Anhalt dafür, daß zwischen diesem Hause und den Aufständischen im Innern der Insel irgend welche Beziehungen bestanden hätten; selbst kein einziger der Diener hatte Maximos Boten bemerkt. Die Leute logen sicher nicht, es waren ganz unzweifelhaft nur der alte Baske Tomas und die zwei Diener Bengocheas im Komplott gewesen. Die beiden waren aber mit geflohen, und Tomas gab weder sich noch seiner Herrschaft irgend eine Blöße; er wüßte von garnichts, er habe den deutschen Herrn, Gerting, vor dem Hause rufen hören, er sei kurz nach Don Carlos hinausgeeilt, zu ihrer Überraschung hätten sie bemerkt, daß das Haus umzingelt gewesen sei, sein Herr habe sich mit seinem Schwager beraten wollen und ihn gesucht, da habe sich herausgestellt, daß er und seine beiden Diener, außer-

dem aber vier Pferde verschwunden gewesen wären. Man habe den Zettel gefunden auf dem Schreibtisch von Don Carlos. Er, Tomas, sei dann zu Doña Maria gelaufen, die mit ihrem Verlobten, Don Roberto, im Hofe im Säulengang auf und ab gegangen wäre. Doña Maria und Don Carlos hätten gewünscht, daß sich Don Roberto oben durch den Ceibawald, wo man noch durchzukommen hoffen konnte, sofort nach Habana begäbe, um nicht am Ende im Hause des doch augenscheinlich Verdächtigten mit verhaftet zu werden. Don Pedro Gerting hätte vorher unter dem Colgadizo auch gleich dazu geraten, und so hätte er denn zwei Pferde gesattelt, um mit Don Roberto, der doch sonst immer nur mit der Bahn gekommen wäre, nach der Stadt zu reiten — nun, und das übrige wisse ja Don Cristobal selbst.

Es half nichts, es war nichts zu machen, rein garnichts. Daß sein Schwager unter die Insurgenten gegangen war, dafür konnte man Don Carlos nicht an den Kragen, noch weniger aber konnte man Doña Maria irgend etwas anhaben. Und man mußte ganz korrekt verfahren in der leidigen Sache, denn daß sie unter den Augen des Auslandes sich abwickelte, dafür würden Roberto Berthold und Pedro Gerting schon sorgen. Die Einziehung der Güter des flüchtigen Rebellen würde ausgesprochen werden, aber sie würde auf dem Papier stehen. Die,

denen alles in aller Form Rechtens und frühzeitig genug übertragen war, würden vermutlich wieder Ausländer sein, und wie konnte man denen wohl guten Glauben absprechen, wenn man einräumen mußte, daß man der eigenen Tochter und dem Schwager des Flüchtigen irgend welche Mitwissenschaft nicht hatte beweisen können.

Wenn Don Cristobal daran dachte, was der General zu dem Vorgefallenen sagen würde, verließ ihn das Gefühl der Sicherheit in recht bedenklichem Maße. Es war ihm nicht ganz leicht gewesen, sich freie Hand in der Sache auszuwirken, einige Bemerkungen hatten ihm gezeigt, daß der General sehr klar sah, wie seinen Adjutanten weniger Diensteifer als vielmehr seine persönlichen Zwecke antrieben. Ein guter Fang war das Mindeste, was man von ihm erwartete, und nun dieser Mißerfolg!

Der General konnte schon immer gelegentlich recht schroff sein, der Verlauf der Dinge auf Kuba hatte noch dazu diesen Charakterzug immer mehr verschärft. Er schätzte seine Untergebenen niemals nach der guten Absicht und dem bewiesenen Eifer, sondern lediglich nach dem wirklich Erreichten. 'Glück gehört zu den Pflichten des Offiziers,' pflegte er es ganz kurz auszudrücken. 'Leute mit unglücklicher Hand kann ich nicht gebrauchen.' Und in diesem Falle würde er eben nicht einmal die gute Absicht

und den Diensteifer voraussetzen. Scheußlich! Don Cristobal hatte einen schwachen Augenblick: er wollte, er hätte Doña Maria aufgegeben. Mein Gott, es gab so viele andere.

Nach und nach erholte er sich einigermaßen und traf dann seine Anordnungen. Er eröffnete Don Carlos, daß der der Kommandantur gemeldete, doch sehr verdächtige Besuch von Maximos Freund, Don Enrique, sein Vorgehen veranlaßt habe, daß übrigens gegen Don Juan Bengochea mit der vollen Strenge des Gesetzes werde verfahren werden, da er doch keinerlei Grund zur Flucht gehabt hätte, wenn er wirklich seinem König unverbrüchlich treu geblieben wäre. Gegen Don Carlos irgendwie vorzugehen, dazu sähe er vorläufig keine Veranlassung, er müsse aber die endgiltigen Bestimmungen dem General vorbehalten, und deshalb werde er die Postenkette vorläufig nicht zurückziehen, sondern regelmäßig ablösen lassen, ebenso eine Wache von drei Mann und einem Sergeanten, die im Hause zu bleiben habe. Alles weitere werde sich morgen finden.

Don Carlos begleitete den Adjutanten bis an die Grenze seines Besitzes, wies bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen seinen Haushofmeister Tomas an, die zurückbleibenden Mannschaften ja vorzüglich zu verpflegen, und empfahl sich mit ausgesuchtester, sicherer Höflichkeit, um sich sodann mit seiner Nichte in seine Gemächer zurückzuziehen.

Dem Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozcoy Samaniego ging es am andern Morgen ein Viertelstündchen lang sehr schlecht, als er dem zurückgekehrten General Bericht zu erstatten hatte. Ein solcher Fehlschlag hier dicht vor den Thoren Habanas war unverzeihlich. Wozu die Eselei. Er sollte gefälligst seine ungeschickten Finger ruhig halten. Wage man einen solchen Schlag, so müsse er treffen, unfehlbar, vernichtend treffen. Wenn der Herr sich unterstehe, noch einmal die Macht Spaniens bloßzustellen, den spanischen Namen noch einmal dem Gelächter auszusetzen, so werde er ihn nicht mehr um seine Person dulden, sondern heimschicken in ein Provinzregiment der Halbinsel.

Kaum war es ihm gelungen, seinen Gönner einigermaßen zu beschwichtigen, da ließ sich der amerikanische Konsul bei Don Cristobal melden, ein höchst unangenehmer Kerl und dem General, wie Don Cristobal wußte, so wie so ein Dorn im Auge, schon weil er vom amerikanischen Bürgerkrieg her den Titel eines Obersten führte, was der General einfach für eine Unverschämtheit hielt.

Oberst Hutchinson brachte Don Cristobal eine Pistolenforderung seines Freundes Robert Berthold.

Als Don Cristobal anfing von seiner Pflicht zu sprechen, und davon, daß er im Dienste gehandelt habe, begann um die glattrasierten

Lippen des Amerikaners ein empörend malitiöses Lächeln zu spielen.

„Wenn mich des Herrn Generals Exzellenz nach meiner Meinung fragen sollte, so werde ich mich mit ihm mit Vergnügen über die gegen Don Juan Bengochea gerichtete Aktion und namentlich darüber unterhalten, welchen politischen Wert ich der Maßregel zuerkenne. Ich glaube aber nicht, daß diese Sache zwischen uns zur Diskussion steht, Señor Don Cristobal. Daß gegen keinen der deutschen Herren irgend etwas vorlag oder vorliegt, wird ja auch Ihnen heute morgen nicht mehr zweifelhaft sein. Sie haben aber in Gegenwart anderer Offiziere und der Mannschaften von 'deutschen Hunden' gesprochen; Sie werden die Güte haben, die Beleidigung zurückzunehmen und in bester Form Abbitte zu leisten oder meinem Freunde mit den Waffen Genugthuung zu geben."

„Ich werde Seiner Exzellenz sofort Meldung machen, Herr Oberst, Sie begreifen, daß ich nach Lage der Umstände . . ."

„Ich begreife vollkommen; mein Freund wünscht aber dringend schleunige Erledigung, ich nehme an, daß auch Ihnen damit gedient ist, und werde mir also erlauben, in einer Stunde wieder vorzusprechen."

Eine schöne Geschichte!

Der General wütete. „Der Zweikampf ist unmöglich," schnob er seinen Adjutanten an,

„ich hätte grade Lust, in allen amerikanischen, englischen und deutschen Zeitungen zu lesen, daß ein Offizier aus meiner nächsten Umgebung ohne Sinn und Verstand von deutschen Hunden spricht! Daß ein spanischer Offizier diesen Herren Abbitte leisten muß, blamiert das ganze Offizierkorps — die Kameraden werden Ihnen dankbar sein — aber es hilft nichts; Sie leisten die Abbitte sofort und ohne Widerrede in meiner Gegenwart; die Sache muß beigelegt, aus der Welt sein, bevor die Sonne sinkt. Ich werde den Kerl, den Hutchinson selbst empfangen, wenn er wiederkommt, lassen Sie ihn mir melden."

Don Cristobal mußte sich lautlos fügen. Daß aus dem Zweikampf nichts werden konnte, darüber freute sich übrigens irgend etwas sogar im Hintergrunde von Don Cristobals Seele; es war am Ende doch viel bekömmlicher, wenn Robert Berthold auch künftig nur auf Pappscheiben schoß.

Exzellenz empfing den Oberst Hutchinson persönlich in großer Uniform, mit Degen und Schärpe, mitten in seinem Dienstzimmer stehend und ohne ihm einen Sitz anzubieten. Die Linke auf die Platte seines Schreibtisches gestützt, sagte er zu ihm:

„Der Hauptmann Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego hat sich in begreiflicher Erregung Ihrem Freunde gegenüber im Ausdruck vergriffen. Es ist, wie er einräumt, sogar ein

Wort gefallen, das als gegen die von uns sehr hochgeschätzte deutsche Nation im allgemeinen gerichtet mißverstanden werden könnte. Er wird in Ihrer, meiner und des Hauptmanns Almatesta Gegenwart hier in meinem Dienstzimmer die Beleidigungen zurücknehmen und Ihren Freund um Entschuldigung bitten, den ich Sie ersuche, zu diesem Zweck für heute nachmittag fünf Uhr zu mir einzuladen. Genügt Ihnen das?"

„Vollkommen, Exzellenz."

Noch im Laufe des Vormittags begab sich der General in Begleitung seines Adjutanten nach dem Hause von Don Carlos. Er ordnete an, daß die Posten zurückgezogen und die Wache entfernt würde. Er war von unendlicher Liebenswürdigkeit Don Carlos gegenüber, er sprach sein Bedauern aus, fügte aber gleichzeitig hinzu:

„Es würde mir sehr leid sein, wenn Ihr Herr Schwager in der That nur deshalb in die Manigua gegangen wäre, weil er kein Vertrauen in unsere Gerechtigkeit hatte; ich werde das Verfahren gegen ihn um vier Wochen verzögern, schreiben Sie ihm, daß, wenn er binnen dieser Zeit zurückkehrt, ich ihm völlige Amnestie zusage, bei meinem Wort! Ich rechne darauf, daß er wiederkommt. Sollte er aber nicht kommen und sich im Verfahren dann etwa gar herausstellen, Don Carlos, daß die Flucht von langer Hand vorbereitet war, daß sein Vermögen etwa in Sicherheit gebracht, seine Güter an andere über-

tragen sind, so werde ich einen besonderen Preis auf seinen Kopf setzen, und Sie selbst, Herr, werden unter meinem Verdacht stehen."

Die schlanke Gestalt des Basken straffte sich auf, die Augen der beiden Männer kreuzten sich: der Kampf war angesagt und angenommen, ein Kampf auf Tod und Leben zwischen zwei verschlagenen, unversöhnlichen, haßerfüllten Gegnern.

„Ich wüßte keinen Weg, meinem Schwager einen Brief zuzustellen, Exzellenz."

„Den wissen wir, Herr, schicken Sie mir Ihren Brief, ich werde ihn ins Lager von Maximo Gomez senden."

Den Nachmittag waren die Offiziere der Garnison zum General befohlen und hörten aus seinem Mund, was sich ereignet hatte.

„Die Abbitte ist politisch notwendig, meine Herren. Ich begreife vollkommen, daß Sie allen diesen zweideutigen Ausländern am liebsten an die Gurgel möchten, giebt aber einer von Ihnen nur die leiseste Veranlassung zu irgend einem Zwischenfall, so stelle ich ihn vor ein Kriegsgericht, und ich werde es als persönliche Beleidigung empfinden, wenn diesem meinem Befehl nicht auf das strengste nachgekommen wird."

Die Demütigung Don Cristobals fand am Nachmittag programmmäßig statt. — Die Offiziere fieberten vor Wut und Grimm; aber man kannte den General: ihr äußeres Verhalten den Fremden gegenüber blieb tadellos.

Robert Berthold aber, Don Carlos und Doña Maria wußten, daß die Abrechnung furchtbar sein würde, wenn sich irgend eine Gelegenheit böte: sie alle drei lebten auf einer Pulvermine.

Don Carlos hatte Maximo Gomez durch seinen Schwager sagen lassen, daß er seinen Posten trotz allem nicht verlassen und unter keinen Umständen fliehen, sondern wie bisher die so wichtige Verbindung zwischen den Insurgenten und den Freunden der kubanischen Sache in Habana, sowie mit den auswärtigen Gönnern aufrecht erhalten werde. Wie die Boten künftig kommen sollten, das war mit Don Juan verabredet und würde von ihm selbst angeordnet werden: die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft im Lager war die erste, die man auf dem neuen Wege erwartete.

VI.

Die Frist von vier Wochen, die der General dem flüchtigen Don Juan Bengochea gestellt hatte, war verstrichen.

Das Verfahren gegen ihn wurde eingeleitet, und das Kriegsgericht verurteilte ihn in contumaciam zum Tode, indem es gleichzeitig auf Einziehung seines Vermögens erkannte.

Bei der Beschlagnahme stellte sich heraus, daß bare Mittel nicht greifbar und seine Pflanzungen mit Wohnhäusern und Einrichtungen, mit Wirtschaftsgebäuden und allem Inventar schon seit geraumer Zeit an Pedro Gerting verkauft waren, der aber wieder Verträge vorlegte, aus denen hervorging, daß er nur im Auftrage amerikanischer Kapitalisten gehandelt hatte, die auf den Besitzungen sofort nach Wiederberuhigung der Insel Zuckerbau in großem Umfange betreiben wollten.

Der General unterließ nicht, bei dieser Gelegenheit Herrn Gerting mit bissiger Höflichkeit

zu versichern, daß er für diesmal an seinem guten Glauben selbstverständlich keinen Augenblick zweifele; er empfahl ihm aber, künftig recht vorsichtig im Verkehr zu sein, und deutete an, daß man zum Beispiel Carlos Echegoyen ganz unzweifelhaft für einen Hochverräter halte und früher oder später auch in die Hände zu bekommen hoffe.

Don Carlos Echegoyen wurde nunmehr überhaupt ganz ausdrücklich als ein 'sospechoso', als ein Verdächtiger stigmatisiert: jedermann wußte, daß er sich durch den Verkehr mit ihm selbst verdächtig mache. Der General wollte Don Carlos damit zunächst die weitere Thätigkeit erschweren, ihn möglichst isolieren, dadurch die Anzahl der zu überwachenden Personen verringern, die etwa die Verbindung zwischen den Aufständischen und den unsicheren Elementen in Habana aufrecht erhielten, so leichter hinter das Geheimnis kommen und dann plötzlich, mit einem blutigen Hieb, diesen gefährlichen Zusammenhang ein für allemal trennen.

Er erreichte, daß sich der größte Teil seiner Bekannten von Don Carlos zurückzog. Wenn das auch nur zum Schein und nach Beratung mit Don Carlos selbst geschah, um den Nachrichtendienst von Habana nach den Vereinigten Staaten durch viele nicht allzu Verdächtige in jedem nötigen Umfang zu sichern, so mußte doch Robert Berthold nunmehr allein die Depeschen

zwischen Echegoyens Haus und Habana tragen. Daß gerade er sich nicht etwa auch zurückzog, sondern seine Braut jetzt eher häufiger aufsuchte, war unter den obwaltenden Umständen ja allerdings einleuchtend. Den Spaniern aber war sehr bald klar, daß, wenn hier der Hochverrat noch weiter am Werke war, der Deutsche seine Hand mit im Spiel haben mußte. Hatte man seit seinem Ritt, der damals Bengochea rettete, schon kaum gezweifelt, so war man jetzt absolut überzeugt. Aber Beweise, Beweise!

Daß sie auf das Genaueste überwacht wurden, wußten Robert Berthold und Don Carlos ganz genau, aber der Depeschendienst arbeitete wieder vorzüglich, und das war die Hauptsache: da die Überwachung immerhin geheim bleiben mußte, wenn man die Verdächtigen in eine Falle locken und dauernd unschädlich machen wollte, so konnten gewisse Maßregeln, wie etwa eine feste Absperrung von Echegoyens Haus, nicht angewandt werden, ebensowenig konnte man aber Robert Berthold auf allen Geschäftsgängen, auf allen Besuchen so von Geheimpolizisten begleiten lassen, daß sie jede seiner Unterhaltungen hörten. Wie übrigens Don Carlos in seinem Hause ohne Wissen der Spanier regelmäßig Nachrichten erhalten könnte, war so rätselhaft, so undenkbar, daß der General, ja selbst Don Cristobal zuweilen zweifelhaft wurde: vielleicht starrte man hier wie hypnotisiert auf diesen einen Punkt, während

der um Habana im weiten Bogen gezogene Gürtel ganz wo anders einen geheimen Riß hatte. Hier am Almendares war die Sperre jetzt am Ende am allervollkommensten. Die Fähre über den Fluß war gehoben, ausgebessert und wieder in Gang gesetzt worden; sie verkehrte wieder regelmäßig, aber absolut sicher überwacht. Die Isabela Catolica hatte einige Mann abkommandiert, die immer zu zwei in geordnetem Wechseldienst den alten Prahm hinüber und herüber führten. Am jenseitigen Ufer hatte man in aller Eile ein geräumiges Blockhaus errichtet und eine starke Besatzung hineingelegt. Die Überwachung an diesem 'Brückenkopf' und an der Landungsstelle in der Chorrera war die denkbar schärfste. So wie Don Juan und Don Enrique geflohen waren, konnte also keiner mehr über den Fluß entkommen, und ebensowenig konnte eigentlich ein Sendling der Insurgenten es wagen, in irgend welcher Vermummung nach der Chorrera herüberzukommen, da er sich doch auf die Fähre als einzigen Rückweg verlassen mußte. Aber selbst wenn es einer gewagt hätte: aus dem Fährprahm ungesehen in Echegoyens Hain oder Haus zu gelangen, das war bei dieser Wolke von Aufpassern für einen Menschen von Fleisch und Blut fast ausgeschlossen — aber trotz alledem: ihr Verdacht kehrte immer wieder hierher zurück.

Und mit Recht. Don Carlos war wirklich

längst vor Ablauf der vier Wochen in den Besitz ausführlicher Meldungen seines Schwagers gelangt.

Ein recht erheblicher Auftrag auf Gewehre und Munition war mit der ersten Botschaft schon in der Chorrera eingelaufen, von Don Carlos an die befreundete Firma in Habana, die diese Geschäfte vermittelte, weiter gegeben und von der als eine harmlose Ordre auf sugar cured hams nach New-York gekabelt worden: Der vorgeschriebene Lieferungstermin und die bestimmte Handelsmarke Schinken bezeichneten genau die Zeit der Landung an einem genau bestimmten Küstenpunkt.

Juan Bengochea hatte mit Don Enrique und den Dienern nach langem wilden Ritt durchs Land, durch die Spanier und ihre Posten den Punkt an einsamer Küste erreicht, wo in einer versteckten, ganz kleinen Bucht unter der Bedeckung von vier Getreuen das kleine Segelboot lag, das an der Küste entlang, aber weit genug vom Lande, um unbemerkt und unbehelligt zu bleiben, Don Enrique vor einigen Tagen hergeführt hatte; hier hatten sie ihre abgehetzten Pferde erschossen und sich eingeschifft. In weitem Bogen hatten sie dann das Küstenende der 'Trocha' umsegelt, hatten wohlbehalten den von den Insurgenten besetzten Teil der Küste und dann bequem und in aller Sicherheit das Hauptquartier von Maximo Gomez erreicht.

Um den Aufstand zunächst in den nur teilweise rebellierten Landstrichen niederschlagen zu können, hatten die Spanier nämlich gegen die völlig insurgierten Provinzen quer durch die ganze Insel, frei nach klassischen Mustern, einen Limes, eine Art Grenzwall errichtet, den sie Trocha, Querweg, nannten. Die vereinzelten Banden auf dieser Seite sollten dadurch dauernd verhindert werden, mit dem Hauptsitze des Aufstandes jenseits in Verbindung zu treten, sich bei Niederlagen dorthin zurückzuziehen oder von dort Verstärkungen zu empfangen. Die Befestigung bestand aus einem langen Wallgraben, der ziemlich dicht mit schweren, hölzernen Warttürmen besetzt war. Jenseits des tiefen Grabens hatte man den Wald und das Gehölz auf fünfhundert Meter glatt wegrasiert, so daß bei Tage niemand wagen durfte, diesen Streifen zu betreten, wenn er nicht von den Spaniern, die stets in Deckung blieben, wie ein Spatz weggeschossen werden wollte: nächtliche Überfälle waren durch Minen und Stacheldrähte sehr erschwert. Einige Versuche der Aufständischen, den Durchbruch zu erzwingen, waren völlig mißglückt und hatten furchtbare Opfer gekostet: die Maschinengewehre und das Schnellfeuer aus den Repetierbüchsen der durch die unterirdischen Telephone schleunigst zusammengerufenen Truppen, die man im Graben, ohne sie irgendwie dem feindlichen Feuer aussetzen zu müssen, sofort hinwerfen konnte, wo sie gebraucht

wurden, hatten furchtbar unter den Söhnen der Insel gehaust, die von den elektrischen Scheinwerfern grell beleuchtet und fast geblendet, durch die mitten unter ihnen auffliegenden Minen in Verwirrung gebracht, in die Stacheldrähte getrieben und verwickelt, fast wehrlos waren und im Dunkel vor sich nicht einmal einen einzigen der Feinde sehen konnten, durch die sie niedergemacht wurden.

Der Dienst in diesem Grenzwall kostete aber auch den Spaniern ungeheure Opfer an Menschenleben, denn wenn auch die Klingen und die Kugeln der Rebellen den jungen Söhnen Altspaniens, die zu tausenden und abertausenden aus dem schönen Andalusien und Kastilien ohne Erbarmen nachgeschoben wurden, nicht viel anhaben konnten, so würgten doch die furchtbarsten und treuesten Bundesgenossen der Aufständischen, das gelbe Fieber und die Blutruhr, sie noch schneller hin, als sie ankommen konnten.

Rücksichtslos und rücksichtsloser, blutig und immer blutiger wurde der General. Das Ministerium drängte ihn von zu Hause aus. Spanien war auf dem Wege, selbst zu verbluten in diesem Kampf, und noch war kein Ende zu sehen. Daß schließlich der Aufstand erstickt werden oder vielmehr in sich verbrennen müßte, wenn es den Spaniern gelang, diese Linie gegen jeden Durchbruch zu halten, stand allerdings fest, und der Eindruck, daß das bis jetzt geschehen

war, wog schwer zu Gunsten der spanischen Herrschaft.

Der bleierne Druck der Hoffnungslosigkeit lag auf den Provinzen diesseits der Trocha. Die Hälfte der Bevölkerung war im Kampf gefallen oder vor Hunger und Elend umgekommen, und nun waren sie doch, wie es schien, dauernd von der endgiltigen Befreiung abgeschlossen und den Spaniern ausgeliefert. Den Besten sank der Mut.

Das wußten aber auch die Führer des Aufstandes, und daß hier Hilfe zu schaffen das erste wäre, was zu geschehen hätte, wenn man nicht alle Hoffnung aufgeben wollte.

Der Brief, der Don Juan eine Frist von vier Wochen zur Rückkehr setzte, hatte ihn noch bei Maximo Gomez gefunden, aber obschon er durch den Parlamentäroffizier, der ihn brachte, dem General sagen ließ, es gefiele ihm, wo er wäre, zu gut, als daß er sich entschließen könnte, seiner Exzellenz gefällig zu sein, war er doch am Tage darauf mit seinen beiden Dienern nach der kleinen Bucht diesseits der Trocha zurückgesegelt: ein genauer Feldzugsplan war verabredet; zunächst sollten die Freunde wieder gesammelt, alles zum großen Schlage vorbereitet und vor allem ein reger und zuverlässiger Depeschendienst zwischen Bengochea, der das Oberkommando diesseits der Trocha haben und hier alle Unternehmungen leiten sollte, und Habana unterhalten werden. Auf diesem Weg konnten sich auch die beiden Leiter

mit einander in Verbindung setzen: von Florida herüber flogen die kleinen Schnellsegler nach allen Punkten der insurgierten Küste und zurück; das zu verhindern, war keine noch so große Flotte, am wenigsten aber die paar spanischen Kriegsschiffe imstande; der Umweg über Newyork und das amerikanische Festland bedeutete kaum einen Zeitverlust: der Telegraph spottet des Raumes; hatte Juan Bengochea das Kabel in Habana, so sprach er trotz der furchtbaren Trocha auch mit Maximo Gomez, und die einheitliche Durchführung des Feldzugplans war gesichert.

Die drei Verschwörer an der Almendaresmündung waren klug genug, alle Rücksicht auf ihre außerordentlich gefährdete, überwachte und allen Blicken ausgesetzte Lage zu nehmen, niemand, selbst von den bewährtesten Dienern und Dienerinnen, außer dem alten Tomas und seiner Frau, wurde ins Geheimnis gezogen. Niemand sonst hatte eine Ahnung, daß, und namentlich wie von hier aus die Drähte liefen, die die beiden Rebellenführer mit Habana, mit dem Auslande, mit ihren Bundesgenossen, mit allen Hilfsquellen und mit einander verbanden.

In jenen Minuten furchtbarster Gefahr, da das Leben ihres Vaters und seines Freundes an einem Haar hing, als jede Geisteskraft in den Bedrohten aufs äußerste angespannt und über sich selbst hinaus gesteigert war, hatte Maria den Vorschlag gemacht, der sich inzwischen längst als

ganz vorzüglich herausgestellt hatte. Die Sendlinge Don Juans kamen nie einzeln, sondern zu zweien, und zwar war immer einer von ihnen Diego oder Ramon, also ein mit der Örtlichkeit auf das allergenaueste Vertrauter. Der aber hielt sich trotz vorzüglichster Vermummung immer möglichst verborgen und mehr im Dickicht der Manigua als auf den Straßen. Der andere, der nie zum zweitenmale kam, zog als Maultiertreiber, als Hausierer, als Bauer daher, plauderte in den Fondas am Wege mit Freund und Feind beim Vino tinto, horchte umher, machte die nötigen Einkäufe an Lebensmitteln und berichtete dann nachts in einem Bananenhain oder einem Unterholzdickicht seinem Begleiter, der den eigentlichen Befehl führte.

Dem alten Wartturme bei Echegoyens Haus aber lag auf dem anderen Ufer des Almendares, mitten im Gehölz, ein alter Kalkofen gegenüber, der längst außer Gebrauch war, und von dem niemand mehr wußte, wem er eigentlich einmal gehört hatte. Das alte Gemäuer des dazu gehörigen Wohnhäuschens war das Endziel der Boten. Von hier aus reichte dichtes Unterholz, durch Schlingpflanzen fast undurchdringlich gemacht, bis zu dem schilfigen Ufer des Flusses hinab. Ihre Pferde ließen sie etwa fünfhundert Schritt davon wohlversteckt im Gehölz, von wo man einen Saumpfad, der eilig zur Landstraße führte, sofort erreichen konnte.

In einer Fensterhöhle, die nach dem Flusse hinausging, lagen die Späher dann auf der Lauer, ohne Bewegung, ohne irgend etwas zu unternehmen, bis die Turmglocke in der kleinen Kapelle in der Chorrera zwölf Uhr nachts schlug. Jeden Abend flammte genau mit dem letzten Schlage drüben im Wartturm in dem viereckigen kleinen Treppenfenster dicht oben an den zerschossenen und verfallenen Zinnen ein Lichtchen auf, ganz klein, nur einen Augenblick. Es war ein gewöhnliches Wachslichtchen, ein Fosforito, wie sie in den kleinen bunten Pappschächtelchen jedermann zum Anzünden seiner Zigarre oder Zigarette bei sich führt. Das war das Zeichen, daß Don Carlos, und zwar immer er selbst, auf dem Posten war. Wurde das Zeichen dann in derselben Weise erwidert, so stieß wenige Minuten darauf ein leichtes, zweiriemiges, amerikanisches Boot in der kleinen Bucht hinter dem Wartturm von der Landungstreppe ab: die Riemenstangen in den Gaffeln mit roher Baumwolle umwickelt, die Gaffelzapfen und die Haspen des Steuerruders wohlgeölt, schoß es unter den kräftigen Ruderschlägen des alten, zähen Tomas und mit Doña Maria am Steuer durch die enge Ausfahrt zwischen den Korallen hindurch, in leichtem Bogen um die Landspitze und den alten Wartturm herum und bald darauf in das Schilf des jenseitigen Ufers. Tomas blieb im Boot. Doña Maria aber schlich allein, den Revolver in der

Faust, durch einen ganz schmalen, mit der Machete gehauenen Steg, der vom Ufer nicht zu bemerken und auch vom Kalkofen aus von einem Uneingeweihten kaum zu finden war, nach dem Gemäuer empor. Hier saß sie dann den beiden Boten ihres Vaters gegenüber. Etwas Schriftliches führten sie nie bei sich, und trotzdem brachten sie immer sehr mannigfache, sehr lange und sehr wichtige Nachrichten für die Freunde in Habana, für das Komitee und die Beschützer in Newyork und für Maximo Gomez hinter der Trocha. Was sie selbst mit erlebt, oder wovon sie eigene genaue Anschauungen hatten, berichteten sie im freien Vortrag, aber sie brachten auch Mitteilungen, Befehle, Bestellungen, die sie zum Teil selbst garnicht verstanden, in der Weise, daß sie festgeprägte Phrasen mit seltsamen Worten, oder bestimmte, leicht im Gedächtnis haftende Verse hersagten. Die Sicherheit lag darin, daß beide den ganzen Auftrag hatten, beide genau wußten, wie das unbedingt zuverlässige Überbringen dieser Worte ihrer gefahrvollen Sendung höchster oder vielmehr einziger Zweck war. Sie benutzten die stillen Nächte und die vielen Mußestunden auf der ganzen Reise ausschließlich dazu, sich diesen Gedächtnisstoff gegenseitig immer wieder abzufragen und ihn so durch stete Wiederholung sich vollkommen zu eigen zu machen. Diego und Ramon namentlich, die ja nichts weiter thaten und beständig hin und

her unterwegs waren, gewannen bald eine solche Übung, daß jedes Mißverständnis unmöglich wurde. Auch Doña Maria machte keinerlei Notiz, sondern verließ sich vollkommen auf ihr Gedächtnis. Selbst der Schlüssel zu diesen Worten war nirgends aufgezeichnet, sondern nur in ihrem und ihres Vaters Kopfe. Die alten Baskenfamilien, die den Grenzkrieg und den Schmuggel jahrhundertelang als adliges Gewerbe getrieben haben, sind im Besitze einer vorzüglichen Praxis, die selbst alle moderne Mnemotechnik schlägt.

Leicht geworden war es weder Don Carlos noch namentlich Robert Berthold, ihre Zustimmung zu geben und Marias einsame Nachtfahrten über die Flußmündung zuzulassen. Sie hatten aber zugeben müssen, daß es der bei weitem beste Weg und schließlich auch der am wenigsten gefahrvolle war. Es kam alles darauf an, die Verbindung ununterbrochen zu erhalten, Berthold aber durfte des Nachts oder zu ungewöhnlichen Stunden, schon um die Überwachung nicht gerade auf die Nacht oder diese ungewöhnlichen Stunden noch besonders hinzulenken, nicht im Hause bleiben und konnte sich also an diesem Dienst nicht beteiligen. Seine Aufgabe bestand ausschließlich darin, bei seinen Besuchen, die er ganz öffentlich und in durchaus üblicher Weise seiner Verlobten machte, die Nachrichten zu empfangen und nach Habana und den Vereinigten Staaten weiterzugeben. Der Posten am Wart-

turmfenster mußte zuverlässig besetzt bleiben, um die verabredeten Warnungszeichen rechtzeitig geben zu können, falls sich irgend etwas Verdächtiges in der Chorrera rührte, während drüben die Zusammenkunft stattfand. Bei einer plötzlichen nächtlichen Hausdurchsuchung, mit der man immer rechnen mußte, hätte es zum Verderben führen können, wenn Don Carlos nicht sofort erschienen wäre, man mußte voraussetzen, daß er sogleich vermißt werden würde, während man hoffen durfte, daß Maria, rechtzeitig gewarnt, selbst in solchem Falle noch unauffällig von der Seeseite aus in ihre Gemächer zurückkehren könnte, während man die Spanier im Vorderhaus möglichst lange aufhielt. Überdies: selbst wenn einmal festgestellt werden sollte, daß Doña Maria mit einem Boten drüben am andern Ufer zusammengetroffen wäre, so hätte sie das Wagnis eben nur unternommen, um von ihrem Vater Nachrichten zu erhalten, aber ohne jeden politischen Zweck. Selbst dann wären aller Wahrscheinlichkeit nach Don Carlos und Robert Berthold völlig unangreifbar geblieben, und auch der Dame hätte man nichts Ernstliches anhaben können. Daß sie in der Begleitung des alten Tomas, des langjährigen Dieners, Freundes und Vertrauten der Familie einen solchen nächtlichen Ausflug wagte, um ein Lebenszeichen von ihrem Vater zu erhalten und ihm ihrerseits Grüße und Worte der Liebe zu senden, das würde sich als etwas so

Natürliches darstellen, daß sich die Spanier mit einem weitergehenden Verdachte, für den sie keinerlei Beweis hätten, einfach lächerlich machen mußten.

Der Verdacht aber bestand und verstärkte sich inzwischen von Tag zu Tag, namentlich bei dem General. Das stimmte ihn auch gegen den Adjutanten milder und söhnte ihn ziemlich rasch wieder mit diesem seinem Schützling aus, denn es unterlag gar keinem Zweifel mehr, daß er, als er Juan Bengochea hatte fangen wollen, auf richtiger Fährte gewesen war, wenn er dann auch persönliche Nebenzwecke damit verbunden hatte. Es wurde immer deutlicher, daß Bengocheas Flucht von langer Hand wohlvorbereitet gewesen war und ihr Gelingen sehr verderblich wirkte: in alle Bewegungen der Rebellen kam neues Leben, sobald als er im Lager eingetroffen war. Auch diesseits der Trocha wurde es erst hier und da, nach und nach überall wieder unruhig, Bengochea mußte ganz erhebliche Summen mitgenommen haben, denn die Insurgenten hatten überall, wo sie auftraten, wieder reichliche bare Geldmittel zur Verfügung, außerdem aber landeten an verschiedenen Punkten der Insel kurz nach einander, von Cayo hueso oder von kleinen Häfen Floridas auslaufend, Segler und Dampfer mit Waffen, mit Munition, mit frischen Kämpfern. Diese Landungen waren so geschickt vorbereitet und wurden durch Unternehmungen der Insurgenten,

die auf Tag und Stunde genau ausgeführt wurden, so wirksam unterstützt, daß die Aufständischen unbedingt nach wie vor in ununterbrochener Verbindung mit Habana stehen und so das amerikanische Kabel und die Telegraphenleitungen des amerikanischen Festlandes zu ihrer Verfügung haben mußten.

Seit Maximos Boten die Nachricht von dem, was beabsichtigt war, ans Ufer des Almendares getragen hatten, und Maria Bengochea in dunkler Nacht mit ihres Vaters Befehlen zurückgekommen war, leuchteten ihres Onkels Augen wie die ihren in verhaltener, leidenschaftlicher Glut und Siegeshoffnung. Das wäre ein Schlag! Das konnte das Ende sein und der Sieg!

Auch auf Robert Berthold übertrug sich diese freudige Sicherheit: endlich rückte der fieberhaft ersehnte Besitz Mariens in greifbare Nähe.

Seltsame Depeschen liefen nach New-York. Nachrichten, für die der abgesprochene Schlüssel nicht ausreichte, oder die am Schlüssel etwas änderten, wurden in der Weise übermittelt, daß die Schlußworte einer Anzahl Depeschen, die an vier verschiedene Adressen gingen, zusammengestellt erst die Mitteilung Maximos an das New-Yorker Komitee ergaben. Berthold war rastlos thätig; mit nie ermattender Spannkraft, keine Sekunde der mißtrauischsten Vorsicht vergessend, jeden Augenblick auf alles vorbereitet, trug er seine gefährlichen Botschaften.

In den Kreisen der Mitverschworenen und Eingeweihten nicht nur, sondern auch bei den Freunden der kubanischen Sache sickerte nach und nach soviel durch, daß demnächst etwas Großes zu erwarten sei. Die Hoffnungen auf die Befreiung Kubas wuchsen wieder, die Mienen der Patrioten erhellten sich. Die höheren Offiziere, der General selbst trafen hier und da auf einen Blick, der sie stutzig und nervös machte. Es lag etwas in der Luft.

Echegoyen, Berthold und die sonstigen Verdächtigen wurden auf das schärfste bewacht, alle auswärtigen Depeschen, alles was über das Kabel lief, unterlag einer peinlichen Censur, und trotzdem ahnte der General, daß diese unschuldigen Handelsdepeschen, die durch der spanischen Beamten Hände liefen, den Leitern der mächtigen Interessengruppen, die den amerikanischen Dollar gegen ihn mobil gemacht hatten, weil sie privatim an Stelle Spaniens die Perle der Antillen künftig auswuchern wollten, dem Komitee in New-York die Nachrichten brachten, die ihm so verderblich wurden; doch fühlte er, daß der Verrat in der Hauptstadt in Verbindung stand mit dem offenen Aufruhr im Felde, daß sie sich mit einander berieten unter seinen Fenstern, unter seinen Augen sozusagen.

Da fiel der Schlag, furchtbar und folgenschwerer, als der General je gefürchtet hatte. Zuerst kamen Nachrichten, daß sich verschiedene

Banden in den notdürftig beruhigten Provinzen diesseits des Querwalls wieder rührten, hier und dort Überfälle machend und kleine Erfolge erzielend. Dann kam die Meldung, daß der Feind drüben, einem gewissen Punkt der Trocha gegenüber, Verschanzungen aufwürfe, und, wie es scheine, im Besitz von Geschütz wäre, und plötzlich die Schreckensbotschaft, daß an einer ganz anderen Stelle drei benachbarte Türme mitten in der Nacht in einer furchtbaren Explosion von geheimen Minengängen aus, die der Feind aus dem Gehölz herangeführt hatte, mit Dynamit in die Luft gesprengt worden wären, daß eine Abteilung der Rebellen in der Stärke von etwa fünftausend Mann in das offene Land hereingebrochen sei, sich noch in derselben Nacht mit verschiedenen Banden, die genau auf denselben Punkt dirigiert worden wären, vereinigt und, auf zehntausend Mann angewachsen, mehrere Plätze diesseits der Trocha mit stürmender Hand genommen habe. Während ein Teil der Freischaren diese Städte sowie die breite, durch quer gelegte, doppelte Erdwerke gesicherte Bresche in der Trocha besetzt hielt, marschierte der Kern der Armee, von Tag zu Tag durch starken Zulauf aller Waffenfähigen anwachsend, unter Juan Bengocheas persönlicher Führung gegen die Hauptstadt.

Der General raste: feste Plätze verloren, die Trocha gesprengt, alles wieder in Frage gestellt

und die Rebellen vielleicht in wenigen Tagen vor den Thoren Habanas! Während er durch Armeebefehl den Preis verzehnfachte, den er seiner Drohung gemäß unmittelbar nach der Verurteilung auf Juan Bengocheas Kopf gesetzt hatte, versuchte er in Habana alles geheim zu halten, und trotzdem las er in dem lächelnden Hohn angesehener Leute, wie in dem der Straßenjungen, daß die ganze Stadt wußte, was geschehen war. Nun hielt er auch den thatsächlichen Beweis in der Hand, daß aller Überwachung zum Trotz der Aufstand über Habana mit dem Auslande verkehre; denn diese ganze Aktion hätte unmöglich so durchgeführt werden können, ohne genaueste einheitliche Vorschriften. Der Vorstoß von jenseits der Trocha, die Bewegungen in den Provinzen diesseits, die Landungen an der Küste mit Dynamit und geschickten Bergarbeitern, alles war einheitlich vorbereitet und meisterhaft durchgeführt.

Daß Juan Bengochea einen so starken Anteil an dem Erfolg hatte, brachte den General namentlich in helle Wut und auf der andern Seite seinen Schützling Don Cristobal ihm wieder sehr nahe, war er doch damals wirklich im Begriff gewesen, ihm einen außerordentlich großen Dienst zu leisten! Der damalige Mißerfolg war aber ganz klärlich nur durch das Zusammenarbeiten von Bengochea, Don Carlos, Doña Maria und dem deutschen Hallunken mög-

lich geworden, dem Abbitte zu leisten er selbst seinen Offizier, seinen Schützling und Freund, gezwungen hatte.

Und nur Bengochea war nicht mehr erreichbar, die andern drei aber, die ganz sicher eifriger als je am Werke waren gegen ihn, die waren noch immer unter seiner Hand. Wenn es im Innern wäre, statt hier unter den Augen Amerikas und Europas!

Von Madrid telegraphierte man amtlich sehr ernst. Freunde, die er im Ministerium hatte, benachrichtigten ihn, daß seine Abberufung erwogen werde. Man riet ihm dringend, diese Scharte, koste es, was es wolle, so rasch als irgend möglich auszuwetzen.

Eines Abends saßen der Kommandierende und sein junger Freund beisammen. Der Adjutant sah noch einmal seinen Weizen blühen. Was er sagte, war sehr richtig und leuchtete dem General ein.

„Daß Don Carlos Echegoyen nach wie vor die Fäden hält, glauben wir beide. Ist dem so, so ist auch ohne allen Zweifel der deutsche Verlobte seiner Nichte, dieser Herr Berthold, es, der die Befehle von der Chorrera hereinbringt, in unverdächtige Handelsausdrücke übersetzt und zur Beförderung nach Amerika weitergiebt. Wir haben Don Carlos ziemlich isoliert, und wir sind von jedem Schritt, den er aus dem Hause thut, unterrichtet. In dem Verkehr Don Robertos

mit seiner Verlobten läßt sich nichts finden, im Verkehr Don Robertos mit verschiedenen anderen Kaufleuten und mit dem Auslande in Depeschen, die wir sehen, läßt sich noch weniger finden. Wir haben keine Beweise und werden keine haben, aber genügt nicht unsere Überzeugung? Lassen wir den Deutschen verschwinden, so fehlt ein Glied in der Kette. Es wird schwierig sein, sie auszufüllen, und es kann uns nicht entgehen, wenn plötzlich ein anderer dies Amt übernimmt. Sie selbst brauchen sich ja nicht bloßzustellen, ich will alle Gefahr laufen; das ist billig, denn ich verfolge, wie ich garnicht leugnen will, dabei auch meine Privatrache."

Ein scheußliches Lächeln zog bei diesen Worten um Don Cristobals schmale Lippen.

Der General dachte einen Augenblick nach. Immer entschlossener wurde der Ausdruck seines Gesichts, und drohend zogen sich seine Brauen zusammen.

„Gut, ich werde Ihnen noch einmal völlig freie Hand lassen, vier Wochen lang. Der Deutsche muß aber lautlos, ohne jedes Aufsehen, ohne jeden Lärm, spurlos verschwinden."

„Ich habe durchaus zuverlässige Leute," sagte der Adjutant, „und der Kommandant des Präsidios wird ihn gut aufheben, wenn Sie ihm sagen, daß viel daran liegt, und daß das Verhör keine Eile hat. Ich lasse den Kerl greifen, wenn er abends aus dem deutschen Klub kommt."

„Man wird ihn aber sofort vermissen," warf der General ein.

„Wir lassen in seinem Geschäftslokal zur selben Zeit ganz offen eine Haussuchung vornehmen, wir finden etwas Belastendes oder wir sagen, daß wir etwas Belastendes gefunden haben, und behaupten, daß Don Roberto sich der Verhaftung durch die Flucht ins Innere entzogen haben müsse."

„Gut, handeln Sie, ich lasse Sie hier zurück. Mit Ihrem Plan bin ich einverstanden, wenn er geschickt durchgeführt wird, aber ..." der General sah Don Cristobal durchdringend an, während er mit dem Zeigefinger der linken, auf dem Schreibtisch ruhenden Hand in kurzen Pausen wie nachdenklich auf die Platte tippte, „aber der Apparat ist vielleicht zu groß."

Der Adjutant verstand.

„Ein einfacher Raubmord wäre auch ganz plausibel, wir haben Leute, die ihr Messer führen."

Der General unterbrach ihn.

„Vielleicht läßt es sich gut vereinigen; entgeht er der Klinge, dann wenigstens sofort ins Loch mit ihm, aber wie gesagt: spurlos ... vergessen Sie nicht, Sie laufen Ihre Gefahr: muß ich untersuchen, so schütze ich Sie nicht ... unsere Justiz, unsere Verwaltung darf nicht in Verruf kommen ... Einverstanden?"

„Gewiß," erwiderte der Adjutant und schlug ein in die ihm dargebotene Hand.

„Noch eins," fügte der General hinzu, „geben Sie mir nachher noch eine ganz genaue Skizze vom Hause Echegoyens, der Chorrera und Umgebung herauf. Ich gehe morgen ins Lager ab, vorher möchte ich das noch einmal sehen, vielleicht geht mir doch ein Licht auf, jedenfalls wollen wir noch ein Übriges auch dabei thun, wir sprechen morgen früh darüber. Um Verstärkungen habe ich nach Madrid telegraphiert. Inzwischen werde ich alle verfügbaren Truppen Bengochea entgegenwerfen, um mindestens sein Vorwärtsdringen lange genug aufzuhalten."

VII.

Auf dem langen Balkon des deutschen Klubs genoß eine Anzahl Herren die Abendkühle. Man unterhielt sich sehr lebhaft über die Ereignisse der letzten Zeit. Der General hatte seit acht Tagen Habana verlassen und stand mit allen verfügbaren Streitkräften jenseits des Almendares, wie man annahm in einer Entfernung von zwei Tagemärschen, den Scharen Juan Bengocheas gegenüber. Die Nachrichten aus dem Innern waren sehr spärlich geworden. Aber dem Gerüchte nach hatten mehrere ernste Zusammenstöße stattgefunden, die keineswegs zum Nachteile der Aufständischen ausgefallen zu sein schienen. Man wollte sogar wissen, daß die spanischen Truppen nach sehr schweren Verlusten langsam in der Richtung nach der Hauptstadt zurückgedrängt würden. Die Zuverlässigkeit aller dieser 'man sagt' war ebensowenig zu prüfen, wie ihr Ursprung, soviel aber stand fest: die

Pazifikation der Provinzen bis zur Trocha war vollständig trügerisch gewesen, das ganze Land war wieder in hellem Aufruhr und fast völlig in den Händen der Aufständischen.

Robert Berthold und Gerting saßen, sich in den Stühlen schaukelnd, einander gegenüber und hörten ruhig die Unterhaltung der Uneingeweihten an. Sie beide wußten, daß genaue Nachrichten erst in etwa acht Tagen während der dunklen Neumondnächte zu erwarten waren, dann aber sicher.

Ramon und Diego hatten immer größere und genauere Kenntnis aller Schlupfwinkel und Gelegenheiten auf ihren Hin- und Herreisen gewonnen. Namentlich Ramon, der das nächste Mal die Führung hatte, würde mit seinem Begleiter trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten ganz pünktlich erscheinen.

Lächelnde Blicke tauschend, verrieten die Herren mit keiner Miene, daß sie etwas mehr wüßten, als die andern.

„Ein harter Brautstand für Sie, lieber Freund," sagte Gerting. „Ich hoffe schon Ihretwegen herzlich, daß die nächsten Wochen uns endlich die Entscheidung bringen."

„Allerdings ein Ziel, aufs innigste zu wünschen," erwiderte Berthold, „ich kämpfe doch schließlich nicht für mein Vaterland, sondern im Dienste eines gegebenen Wortes um meine Braut. Der Besitz Mariens bleibt mir die Hauptsache. Hätte sie eingewilligt, mit mir nach den Ver-

einigten Staaten oder nach Europa zu gehen, so würde mich das weitere Schicksal Kubas, ich gestehe das ganz offen, doch nur noch rein menschlich interessiert haben. Ich habe hier sehr viel Glück gehabt, wie Sie ja wissen, meine Braut hat auch ein großes Vermögen: wir hätten überall in der Welt völlig unabhängig und ungefähr so leben können, wie wir nur irgend gewollt hätten."

„Das kann ich Ihnen sehr gut nachfühlen," meinte Gerting. „Wir Ausländer sind alle nur hier, um Geld zu verdienen, und lieben die Insel eigentlich nur, weil sie bisher reich genug war, so vielen von uns das zu ermöglichen. Das ist bei den Söhnen und Töchtern des Landes aber eben doch etwas ganz anderes. Hier und da begeistert es ja selbst uns Geschäftsleute, und nun gar Ihr Fräulein Braut. Viel Rasse. Die Echegoyens sind wirklich Menschenmaterial ersten Ranges. Sie hat einen Zug von Größe, von fast antikem Heroismus, und auf der andern Seite ist sie modern bis in die Fingerspitzen: vornehm und liebenswürdig, kurz, unnachahmlich bezaubernd, entzückend! Ich wußte damals, daß Sie auf ihre Forderung sofort ja sagen würden, ich hätte es Ihnen sogar übel genommen, wenn Sie gezaudert hätten."

„Da hatten Sie ganz recht, lieber Gerting, ich wäre mir auch sehr traurig vorgekommen, wenn ich es mir überlegt hätte, ob ich für einen

solchen Preis das bißchen Hals riskieren wolle oder nicht, was aber, wie gesagt, den Wunsch nicht ausschließt, wir könnten recht bald die Herren Spanier ins Meer werfen und die Sache wäre zu Ende. Wenn sie damit zu Ende ist," fügte er dann nachdenklich hinzu.

„Sie meinen das dunkle Ziel der amerikanischen Politik," sagte Gerting, „oder vielmehr die geheimen Absichten der Handvoll Multimillionäre, die das ganze Spiel machen? Zerbrechen wir uns darüber nicht den Kopf, das findet sich. Die spanische Herrschaft muß zunächst fallen, wenn irgend etwas aus Kuba werden soll. Es scheint denn doch, daß die Entscheidung vor der Thür steht, nur daß mich gerade der Umstand, daß alles so gut geht, wider Erwarten gut geht, besorgt macht. Ich bin ein alter, abergläubischer Heide, wie Sie wissen, ich glaube an den Neid der Götter und daran, daß sich die Bande manchmal verstellt, um den Sterblichen sicher zu machen und ihn dann erst recht zu verderben. Wir haben zuviel Glück gehabt: Ihres Schwiegervaters gelungene Flucht, die völlige Erfolglosigkeit aller Versuche, Don Carlos, Ihnen und uns auf die Spur zu kommen, die überraschende Ungestörtheit, mit der der Nachrichtendienst arbeitet, die wichtigen Erfolge der Waffenzufuhren, der Truppenlandungen, die dadurch ermöglicht worden sind, das siegreiche Vordringen Ihres Schwiegervaters und das verblüffende

Wiederauflodern der Bewegung. Das ist sehr viel in recht kurzer Zeit. Die ganze Welt blickt jetzt nach Kuba, der moralische Eindruck ist ungeheuer, die Bevölkerung in Spanien wird schwierig, die Leute bekommen die Blutopfer für Kuba satt, und Geld haben sie schon lange nicht mehr. Man wird den General zurückrufen, diesen Bluthund, aber, aber, der Mann weiß das, und Sie dürfen mir glauben, er ist nicht so dumm, um nicht zu ahnen, wie die Sachen zugehen, und daß Sie, lieber Freund, einer sind, bei dem er sich für seinen Sturz in erster Linie zu bedanken haben wird. Seien Sie vorsichtig, aufs äußerste vorsichtig, die letzten Sprossen der Leiter unter der Zinne sind die gefährlichsten. Hier in Habana haben die Herren Spanier bisher immer noch Völkerrecht und Gesetzlichkeit posiert, aber die Zeit drängt jetzt. Daß man in Ihnen einen ganz gefährlichen Feind unschädlich machen würde, davon ist man sehr fest überzeugt, wenn man es Ihnen auch nicht beweisen kann: muß man die Hoffnung aufgeben, Ihnen in Form Rechtens an den Kragen zu kommen, so entschließt man sich notfalls auch zu dem kürzeren Wege brutaler Gewalt, sobald Sie den Herren irgend eine Gelegenheit geben, es ungestraft zu thun. Seien Sie vorsichtig, vorsichtiger als je."

„Bah, alter Freund, machen Sie mich nicht fürchten, ich halte sehr auf gute Deckung und

bin wohl auf der Hut, aber Gespenster sehen ist schädlich. Ein gewisses, beinahe hätte ich gesagt Gottvertrauen gehört dazu, wenn man sicher auf solchen Wegen schreiten will. Wie sagte Cajus Julius in Brundisium? Du trägst Cäsar und sein Glück."

Der junge Francisco König trat in diesem Augenblick an die beiden heran:

„Ich komme eben vom Louvre. Haben Sie gehört? Man hat dem General noch einmal fünfzigtausend Mann bewilligt, die ersten zehntausend sind bereits abgesegelt."

„Die armen Jungen," sagte Gerting. „Nun, hoffentlich sind es wenigstens die letzten, die hier nutzlos sterben sollen."

Mehrere andere Herren kamen hinzu, die Unterhaltung wurde allgemeiner, die Chancen für und wider wurden besprochen. Man einigte sich aber bald: der große Dollar wird den kleinen König schlagen. Warum auch nicht? Die Geschäfte gingen zu schlecht, die kaufmännische Situation wurde immer schwieriger, man half sich ja gegenseitig, soviel es ging, aber so konnte es nicht mehr lange weiter gehen, und um Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen, dazu war Kuba doch da. Das Land ging ja zu Grunde, und keine der beiden Parteien hatte Vorteil davon. Die amerikanischen Mammutkapitalisten würden ja doch ihren Willen durchsetzen, die insurrectos gerade soweit unterstützen,

daß die Spanier nie mehr zum ruhigen Besitz und die Kubaner nie zum völligen Sieg kämen. Wenn beide Parteien ganz erschöpft wären, würden sie sich Kuba schon kaufen, aber das wäre schließlich auch gleichgiltig, nur Ruhe, Ruhe, gleichviel wie, Ruhe um jeden Preis.

Robert Berthold brach auf.

„Ich will den Zehnuhrwagen von der Punta nehmen," sagte er, Gerting die Hand schüttelnd.

„Gehen Sie allein von hier nach der Punta?" fragte der ihn halblaut.

„Aber ja."

„Nun, mein Bester, das ist zum Beispiel sehr unvorsichtig."

„Aber ich bitte Sie, die paar hundert Schritt."

„Sie gehen eine stille, schlecht beleuchtete Straße und kreuzen einen weiten, einsamen und völlig dunklen Platz, wozu? Nehmen Sie einen Wagen und den Weg unten durch die Stadt, versprechen Sie es mir. Sind Sie bewaffnet?"

„Immer," antwortete Robert Berthold.

„Gut, fahren Sie aber dennoch."

„Schön, wenn es Sie beruhigt, will ich es Ihnen versprechen, vorausgesetzt, daß ich eine coche finde."

„Hier unten am Café stehen immer welche."

Robert Berthold verabschiedete sich, nahm in der Garderobe seinen Strohhut und den gold-

knopfigen Rohrstock, dann zündete er sich eine frische, große Britannica an, die bis zur Chorrera reichen mochte, und stieg die Marmortreppe hinab.

Unter dem deutschen Klub ist ein Kaffeehaus. Das Lokal war ziemlich gefüllt, namentlich an den von der Decke bis zum Fußboden reichenden, völlig offenen Fensterthüren und an den kleinen Marmortischen, die draußen auf dem Trottoir standen, saßen zahlreiche Gäste, ihren sherry-cobbler, ihren refresco, ihren Kaffee schlürfend.

An einem der Tische, von dem aus man den Eingang zum Treppenhaus völlig übersehen konnte, hatten drei Männer gesessen. Als Robert Berthold den im vollen Schein der Gaslaternen liegenden Straßendamm kreuzte, um das Trottoir gegenüber zu gewinnen, das neben dem Parquecito, dem kleinen Park, entlang läuft, erhob sich der eine so unauffällig wie möglich; er berührte seinen Hutrand zur Begrüßung seiner beiden Begleiter und sagte kurz:

„Ich komme noch wieder."

Da sagte der eine von ihnen: „Bleiben Sie hier, bitte."

„Aber wir sollen doch," wandte der erste ein.

Der andere wies aber nur mit dem Finger auf den Stuhl, von dem jener sich erhoben hatte, und sagte halblaut:

„Ich befehle. Besondere Ordre Don Cristobals," fügte er dann noch leiser hinzu, indem

er scheinbar über sein Glas weg gleichgiltig plauderte, „hier endet unsere Aufgabe heute.“

Und als jener mit erstauntem Blick Fragen beginnen wollte: „Aber warum . . .“ da antwortete er mit sonderbarem Lächeln:

„Vielleicht sollen selbst wir, gerade heute, auch einmal nicht wissen, was aus dem deutschen Herrn geworden ist.“

„Ah,“ meinte der andere überrascht und fügte dann, indem er mit der Rechten eine einen Messerstoß andeutende Bewegung machte, hinzu: „Das ist das Gescheiteste schließlich.“

„Was meinen Sie?“ wies ihn der Vorgesetzte scharf zurück und schüttelte mit mißbilligendem Erstaunen den Kopf.

Auf der anderen Seite der Straße angelangt, sah sich Berthold um: der sonst immer gut besetzte Droschkenplatz war leer.

Der Mann drüben am Marmortischchen lächelte, als der Deutsche sich jetzt ungeduldig umsah, auch die Straße hinauf und hinab vergeblich nach einem Wagen ausschaute, endlich die Uhr zog und dann, einen leichten Hieb mit dem Rohrstock durch die Luft führend, sich zu Fuß auf den Weg machte.

So lange die Fußbahn neben dem Parquecito mit seinen glatt geharkten Kiesplätzen, seinen Springbrunnen und seiner Unzahl von Gaslaternen herlief, war Robert Bertholds Weg rege belebt und tageshell erleuchtet. Aber am

Ende des Parkes hörten die Granitplatten auf, und die Gaslaternen standen in immer weiter werdenden Entfernungen von einander, nur drüben auf der anderen Seite waren Häuser, und nur drüben lag ein Trottoir. Der wohlerhaltene, feste, kiesbestreute Weg, auf dem Berthold jetzt dahinschritt, hatte zur Rechten den immer breiter werdenden, mit Geröll bedeckten, öden, freien Platz, der bis ans Meer reichte. Weit drüben zeichneten sich in wuchtigen Massen undeutlich die Mauern des Präsidios und der Forts ab. Neben dem Wege standen hie und da noch einige mächtige, alte Platanen, die letzten Überreste einer einst prachtvollen Allee.

Es wurde immer einsamer, niemand war mehr zu sehen, auch von drüben von der Häuserseite der breiten Straße herüber erklang kein Schritt mehr. Robert Berthold achtete aufmerksam auf seinen Weg, um bei der mangelhaften Beleuchtung nicht den schmalen Fußpfad zu übersehen, der hier rechts abzweigt und nach dem Halteplatz der Straßenbahn drüben am Präsidio führt.

Plötzlich hörte er einen leichten Schritt hinter sich, schon ziemlich nahe, und als er sich umwandte, bemerkte er in einer Entfernung von etwa hundert Schritt eine männliche Gestalt, die eben den Lichtkreis der letzten Laterne durchschritt. Der sich Nähernde hatte nichts Auffallendes: die Hände in den Seitentaschen seines

weißen Jacketts, den Strohhut leicht auf dem Kopfe und eine Zigarette zwischen den Zähnen, kam er dahergeschlendert. Aber Robert Berthold hatte zu gute Ohren und wußte das zu genau: Schritte hinter sich hätte er früher gehört. Der Mann da mußte also hinter einem der alten Bäume gestanden und ihn an sich haben vorübergehen lassen.

Robert Berthold hatte nur einen Blick über die Schulter zurückgeworfen und dabei seinen Weg ruhig fortgesetzt. Er spähte scharf aus. Da sah er vor sich auf dem Wege in dem unsicheren Lichte eine zweite Gestalt vor sich hergehen, und auch die war vorher nicht dagewesen. Vorsichtig, ohne seinen Schritt zu ändern, und mit ganz langsamen, unauffälligen Bewegungen zog Berthold seinen Revolver, machte ihn völlig schußfertig und behielt ihn, den Zeigefinger am Abzug, in der Rechten, die er leicht zwischen zwei Knöpfen hindurch in sein Jackett schob.

Der Mann vor ihm ging langsamer, der hinter ihm etwas schneller als er; als Berthold sich dem vorderen auf etwa zehn Schritte genähert hatte, hörte er den anderen ungefähr ebenso weit hinter sich. Berthold kannte das Manöver: im nächsten Augenblick, wenn sie alle drei, scheinbar zufällig, einander ganz nahe wären, würde der Mann da vor ihm sich wenden, und er würde zwischen zwei Messern stehen. Es gab nur ein Mittel: blitzschnell

machte der Deutsche kehrt und sprang, den Revolver in der Faust, auf den Mann hinter ihm ein. Der prallte zur Seite, und mit einer Wendung hatte Berthold beide Kumpane vor dem Lauf. Im Anschlag liegend, fragte er höflich:

„Was wünschen die Herren?"

Die ließen sich aber auf Erörterungen nicht ein, sondern gaben, ohne ein Wort der Erwiderung, Fersengeld. Quer über die Straße links stob der eine davon, und rechts in das Dunkel des weiten Platzes verschwand der andere.

Berthold setzte den Revolver ab und den Hahn in Ruh, dann steckte er die Waffe leicht in die Außentasche seines Jacketts. Er war doch etwas nachdenklich geworden: es konnten ja ganz gewöhnliche Strolche sein, vor denen man immer auf der Hut zu sein hatte, aber seines Freundes Gerting Worte fielen ihm ein. Er hätte doch den nächsten Droschkenplatz am casino español aufsuchen, jedenfalls fahren und den Umweg durch die Stadt nicht scheuen sollen. Aber was nun? Ob er von hier aus umkehrte oder weiter ging, war ganz dasselbe.

Er horchte: alles war wieder still und menschenleer, nur ganz weit hinten auf dem Weg, den er eben gekommen war, glaubte er jetzt ferne Stimmen und Schritte zu hören, ehe die aber herankamen, konnte er drüben an der

Halteſtelle ſein, von wo aus die Laternen ſchon deutlich herüberſchimmerten. Mit einer kurzen Bewegung, als wolle er etwas abſchütteln, entſchloß er ſich, ſeinen Weg fortzuſetzen und bog gleich darauf rechts in den ſchmalen Fußweg ein, der über den Platz führt.

Da kamen von drüben dunkle Geſtalten, taktmäßig nach rechts und links ſchwankend auf demſelben Weg ihm entgegen, bald hörte er ſpaniſche Befehlsrufe, und gleich darauf erkannte er eine Patrouille von ſechs Mann, unter Führung eines Offiziers. Robert Berthold dachte bei ſich, daß ſo eine Patrouille gerade hier doch etwas ſehr Nötiges und Nützliches wäre, überlegte eine Sekunde lang, ob er etwa dem Offizier ſein Zuſammentreffen von ſoeben melden ſollte, entſchloß ſich aber ſofort, alle Weiterungen lieber zu vermeiden, und wollte eben rechts zur Seite treten, um die Patrouille auf dem ſchmalen Pfad paſſieren zu laſſen, da brüllte ihm der Offizier ein 'Halt' entgegen.

Überraſcht fuhr Berthold auf und mit der Hand nach dem Revolver.

„Das iſt er, nehmt ihn in die Mitte," rief der Spanier ſeinen Leuten zu. „Keine Bewegung, Herr, im Namen des Königs verhafte ich Sie."

Im Nu war Berthold umringt: jeder thätliche Widerſtand konnte ſeine Sache nur verſchlimmern.

„Augenscheinlich ein Mißverständnis," sagte er zum Offizier, „wen suchen Sie?"

„Sie, Don Roberto Berthold, auf der Hauptwache des Präsidio werden Sie alles weitere hören. Machen Sie irgend einen Fluchtversuch, oder wagen Sie zu irgend jemand, der uns etwa begegnet, ein Wort zu reden, so haben Sie meine Kugel im Schädel. So lautet mein Befehl. Vorwärts, Leute."

Zwei Mann vorauf, je einen zur Seite, den Offizier und zwei Mann unmittelbar auf den Fersen, schritt Robert Berthold dem verrufenen Gefängnisse zu.

Bitter waren die Vorwürfe, die er sich machte. Hätte er doch Gertings Warnung beachtet. Alles war ihm jetzt nur zu klar: die Messer der beiden Strolche hatten auch im Staatsdienst gestanden, und nachdem das Mißlingen des Mordversuchs gemeldet war, hatte man sofort die für diesen Fall bereit gestellte Patrouille losgelassen.

Seine Augen irrten suchend über den Platz. Da drüben war der Lichtkreis um die Gaslaternen am Halteplatz — — alles leer bis auf den spanischen Kondukteur und seinen Mulatten — — und wenn er mit Lebensgefahr den Hilferuf wagte, die würden sich nicht rühren für ihn.

Man kreuzte schon die Straße, auf deren anderer Seite die beiden Thorlaternen leuchteten.

Hinter den Mauern da würde er verschwinden, wie ein Licht verlöscht. Jedermann würde ahnen, wo er war, und niemand würde etwas für ihn thun können.

Ein eiserner Druck umschnürte ihm das Herz: fiel das Thor da hinter ihm ins Schloß, so war alles aus. Eine wahnsinnige Angst um seine Braut stieg glühend heiß ihm in die Kehle.

Da hörte er den Offizier hinter sich fluchen. „Que carajo, was wollen die Hunde, vorwärts, vorwärts, schnell, Leute." — Berthold horchte auf: näher und näher tönte erregtes Stimmengewirr und hastiger Laufschritt immer deutlicher, — wenige Schritte vor dem Präsidio stürmten fünf, sechs deutsche Herren an der Patrouille vorbei und stellten sich ihr im Thor des Gefängnisses entgegen.

„Was heißt das?" rief Pedro Gerting dem Offizier zu.

Der hob seinen Revolver und antwortete kalt: „Spricht mein Arrestant zu Ihnen, oder unternehmen Sie den geringsten Versuch zu seiner Befreiung, so jage ich ihm diese Kugel durchs Hirn. Geben Sie den Weg frei."

Die Augen Bertholds und Gertings trafen sich.

„Aber mit Vergnügen, bester Herr," sagte Gerting dann fast lachend zu dem Leutnant, „wir wissen ja jetzt, wo unser Freund ist. Grüßen Sie den Obersten Delgado von mir und sagen

Sie ihm, binnen einer Stunde würde sich der Konsul des Deutschen Reichs den Einblick in das Verhörsprotokoll erbitten. Daß man Herrn Robert Berthold sofort verhört und ihm ohne allen Aufschub sagt, weshalb man ihn verhaftet hat, ist ja zweifellos. Ich fahre sofort zu unserem Konsul, die Herren werden die Vertreter der anderen Mächte benachrichtigen, die ja auch ein gewisses Interesse haben an so romantischen Verhaftungen.

„Ich sah Sie vom Balkon," fuhr er dann leichten Tones zu Berthold fort, „und daß Sie doch zu Fuß gingen; glücklicherweise wußte ich ja, welchen Weg Sie nehmen würden, da habe ich dann schnell ein paar Freunde zusammengetrommelt. Ich beglückwünsche mich zu dem guten Einfall."

Der Offizier knirschte. Die Unternehmung, die sich erst so glücklich anließ, würde wohl seinem Avancement nicht förderlich sein, das sah er ein. Denn, daß der Verlauf nicht der war, den Oberst Delgado und Don Cristobal erwarteten, der schon den ganzen Abend in des Kommandanten Zimmer saß, das war ihm nicht zweifelhaft. Hätte er den Deutschen gleich vorhin unter dem Vorwande eines Fluchtversuches von hinten über den Haufen geschossen, so würde er den beiden Herren sicher einen Dienst geleistet haben, der ihm gedankt worden wäre, und seine Soldaten hätten schon das Maul ge-

halten. Aber jetzt — und hier — zwischen den beiden Laternen da — vor einem halben Dutzend Zeugen — nein, das ging nicht. Und drüben von der Haltestelle her schritt jetzt auch eine neugierige Gruppe dem Schauplatz des auffälligen Vorgangs zu. Nein.

„Daran wird die Herren niemand hindern," sagte er also höflich, „ich führe einfach meine Ordre aus. Vorwärts, Leute."

Die Deutschen riefen ihrem Freunde ein triumphierendes 'Auf Wiedersehen' nach, das er, vergnügt lächelnd, mit einem stummen Kopfnicken erwiderte, dann verschwand Robert Berthold hinter den Gefängnismauern. Seine Freunde aber eilten zunächst im geschlossenen Trupp nach der Mündung der Calle Obispo, der Bischofsstraße, wo vor dem Casino español der nächste Droschkenplatz war, und dann rasselten die Wagen nach verschiedenen Richtungen davon.

Es war noch keine Stunde verstrichen, da ließ sich der deutsche Konsul schon beim Gouverneur des Gefängnisses melden. Der empfing die Herren mit ausgezeichneter Höflichkeit und eröffnete ihnen, daß infolge einer allerdings anonymen Denunziation eine Haussuchung in den Geschäftslokalen des Herrn Robert Berthold und seine vorläufige Festnahme habe angeordnet werden müssen. Man habe ihn im deutschen Klub gewußt, und dort habe er verhaftet werden sollen. Der zu dem Zweck ausgesandten

Patrouille, deren Offizier ihn zufällig persönlich kenne, sei er unterwegs begegnet und lediglich infolgedessen sozusagen auf der Straße aufgegriffen worden.

„Ich verstehe," sagte der Konsul, „ich verstehe vollkommen, daß trotz der Unwahrscheinlichkeit der Anzeige und trotz ihrer Anonymität die sofortige Haussuchung und die vorläufige Verhaftung selbst eines so angesehenen Mitglieds der deutschen Kolonie angesichts der nun einmal herrschenden Zustände verfügt worden ist, nur scheint mir die Art der Ausführung doch einigermaßen ungewöhnlich: ich höre, daß Herr Berthold mit sofortigem Niederschießen bedroht worden ist, wenn er nur den Mund öffnete, ich darf nicht verschweigen, daß mir zu solcher — — hm — — ungewöhnlichen Energie nicht die mindeste Veranlassung vorhanden gewesen zu sein scheint."

„Ich stimme dem durchaus zu, Herr Konsul, und ich freue mich, so bald mein Bedauern darüber aussprechen zu können: die Verhaftung hatte natürlich den Zweck, jede Kollusion, als Warnungen an Dritte, Winke zum Vernichten etwaiger Papiere u. s. w. unmöglich zu machen, und deshalb hatte der Offizier allerdings den Befehl, jeden Verkehr des Verhafteten mit andern zu verhindern, aber die Form, die er dafür gewählt hat, war ohne Zweifel ungeschickt ... ich darf hoffen, Herr Konsul, daß der ihm bereits erteilte Verweis Ihnen genügt?"

„Gewiß, Herr Gouverneur. Wir können also zur Hauptsache kommen: wessen hat die Denunziation Herrn Berthold verdächtigt?"

„Des hochverräterischen Verkehrs mit den Aufständischen im Innern und deren Freunden im Auslande."

„Ich darf annehmen, daß die Haussuchung vorgenommen worden ist; hat sie irgend etwas ergeben, was den Verdacht stützt?"

„Nein, Herr Konsul."

„Dann muß ich Sie bitten, den Herrn sofort auf freien Fuß zu setzen, Herr Gouverneur."

„Das ist bereits geschehen. Ich habe Herrn Berthold nur ein Zimmer anweisen lassen, weil er gewünscht hat, die Herren hier zu erwarten."

„Ich bin beglückt, Herr Gouverneur, daß Ihr dankenswertes Entgegenkommen den Zwischenfall so rasch und gerecht erledigt: es wird mir ein Vergnügen sein, meinen Kollegen sofort mitzuteilen, daß er nach Lage der Umstände kaum zu vermeiden gewesen wäre, daß alles geordnet, und daß die für den Fall der Fruchtlosigkeit meiner Vorstellungen geplante gemeinsame Aktion erfreulicher Weise durchaus unnötig ist."

Die Herren trennten sich in allerhöflichster Weise, Robert Berthold wurde vom Konsul und

den anderen Freunden in Empfang genommen und nach seinem Geschäftshause in der Calle mercaderes geleitet, wo er nach dem Rechten sehen und der vorgerückten Stunde wegen in dem für solche Ausnahmefälle immer bereiten Zimmer übernachten wollte. — Gerting blieb die ganze Nacht bei ihm.

VIII.

Robert Berthold und sein Freund Gerting trafen den alten 'portero' in Bertholds Geschäftshaus und seine 'muchachos' in begreiflicher Aufregung über den am späten Abend erfolgten, unerwarteten spanischen Besuch. Ein Auditeur, von einem Offizier und sechs Mann begleitet, war kurz vor zehn Uhr nachts erschienen, hatte das Haus besetzen und alle Räume erleuchten lassen und sodann in Gegenwart des alten José eine Durchsuchung vorgenommen.

José hing sehr an seinem Herrn, er war damals schon lange Jahre ein bewährter Diener des Hauses gewesen, als Robert Berthold, eben von Europa gekommen, in dieselbe Firma als jüngster Kommis eintrat, die ihm jetzt als alleinigem Inhaber gehörte.

Der alte Hausdiener war ein braver Mann, von dem naiven Fanatismus, den man in den unteren Ständen Spaniens noch häufig findet. Fast ohne Erziehung aufgewachsen, ohne einen anderen Unterricht genossen zu haben, als den der selbst völlig ungebildeten und unwissenden

Pfaffen, wußte er von der Welt, von den Beziehungen der Völker unter sich und von geschichtlicher Entwicklung garnichts. Er kannte einige Bibelsprüche und seine Gebete. Er konnte sogar, allerdings mühsam, seinen Namen schreiben, und galt deshalb schon unter Seinesgleichen für eine Art Gelehrten. Von Weltanschauungen gab es für ihn nur zwei: entweder die Leute glaubten genau das, was die katholische Kirche ihre braven Kinder lehrt, dann waren sie eben Christen, cristianos, oder sie glaubten irgend etwas anderes, nicht ganz genau dasselbe, dann waren es Juden, judios.

Es ist die dunkle Erinnerung an die mittelalterlichen Ketzerverfolgungen, denen namentlich Juden und Mauren ausgesetzt gewesen sind.

Ob sein vielgeliebter Herr nun auch ein rechtgläubiger cristiano sei, darüber war er sich nicht ganz klar: daß er sich mit der allerheiligsten Jungfrau nicht zum besten stehe, davon hatte er eine dunkle, mit Furcht gemischte Ahnung. Aber kirchliche Erziehung hat auch ihr gutes: sie verleiht vor allem die Fähigkeit zu jener heilsamen Selbstdisziplin, an einer bestimmten Linie die Wißbegier anzuhalten und heikle Fragen, die man nicht beantwortet bekommt, nicht wieder aufzuwerfen.

Selbstverständlich war der Biedere ein sehr getreuer Anhänger Seiner Katholischen Majestät von Spanien, vor der er unbändigen Respekt

hatte, wenn schon er sie (allerdings nur in Gesellschaft ebenso getreuer Unterthanen und zuverlässiger Spanier) stets 'el rey niño' nannte. Und dabei war König Kind nun doch schon zehn, elf Jahre alt und also garnicht mehr weit von dem Zeitpunkt entfernt, wo er volljährig und dann durch göttliche Gnade plötzlich mit all der hohen Weisheit und ritterlichen Tugend begabt werden würde, die dem König von Spanien, dem einzig wirklichen großen König der Erde, bekanntlich stets von dem Tage an innewohnt, an dem er zur Regierung gelangt.

Als heute abend seines Königs Leute gekommen waren, um die Schränke, Kisten und Kasten des alten Hauses zu durchsuchen, als er hatte hören müssen, daß man seinen Herrn für einen Verschwörer gegen die Majestät, als einen 'insurrecto' verdächtigte, da war ein Riß durch seine einfältige Seele gegangen.

Nun aber, da Robert Berthold wieder vor ihm stand und ihm sagte, daß nur eine hinterlistige Anzeige vorgelegen habe, und daß alles bereits aufgeklärt sei, dankte er der heiligen Jungfrau, der Unbefleckten, in seines Herzens Tiefe, während er rührig und sorglich das Zimmer in Ordnung brachte, es den Herren bequem machte und ihnen roten Wein zum Nachttrunk holte. Dann stieg er hinunter in den Hof, wo die aufgeregten muchachos noch unter dem Colgadizo bei agua y aguardiente zusammen saßen. Er

schalt seine jungen Untergebenen tüchtig aus, dafür, daß sie sich nicht gescheut hatten, die Vermutung auszusprechen, es könne doch etwas daran sein, alle diese Fremden seien überhaupt eine unsichere Gesellschaft, und die Kubanerin, die der Herr heiraten wolle, würde ihn wohl verführt haben. Er schalt um so lauter, weil er sich erinnerte, daß er schließlich selbst betrübt zugegeben hatte, daß ihm die Verlobung mit der criolla auch nicht gefalle, wo der Herr doch sicher eine ebenso reiche, wirkliche Spanierin hätte bekommen können.

Oben aber stellten die beiden Freunde eben fest, daß die Hausuchung mit einer verdächtigen Oberflächlichkeit vorgenommen worden war. Die Archive des Geschäftshauses waren ganz ersichtlich überhaupt nur zum Schein durchgesehen worden. Es war fast nichts berührt. Den Schreibtisch Bertholds hatte man zwar geöffnet, aber auch hier schien man alles an seiner Stelle gelassen zu haben, nur ein Paket, das Briefe Doña Marias und ihres Vaters enthalten hatte, war aufgebunden und durcheinander geworfen worden. Berthold ordnete diese höchst unpolitischen Karten und Briefchen flüchtig, die weiter nichts enthielten als eine Einladung, eine Bestellung, einen Gruß, band sie zusammen und legte sie wieder in das Fach, wo er sie aufzubewahren pflegte. Hätte er gewußt, daß dieses Bündelchen das einzige Material gewesen war, das man während der

Haussuchung dem Adjutanten des Generals zur persönlichen Durchsicht geschickt hatte — nun, dann wäre er vielleicht noch ebenso überzeugt gewesen, daß aus diesen Briefen niemals eine Gefahr für ihn oder seine Braut erwachsen könnte. Aber er wußte es ja garnicht und sagte jetzt zu seinem Freunde Gerting:

„Das ist das einzige, was sie überhaupt durchblättert haben. Die Haussuchung ist ganz offensichtig nur eine Komödie gewesen. Hätte man mich tot oder lebendig verschwinden lassen können, so hätte man der deutschen Kolonie und der ganzen Stadt aufgebunden, ich wäre aus Furcht vor den Ergebnissen der Haussuchung geflohen, weiter hatte es gar keinen Zweck."

„Sie sehen, wie recht ich hatte," antwortete Gerting sehr ernst.

„Was nun thun?" fragte Berthold. „Eine Beschwerde bei dem General oder über den General durch unsere Diplomatie in Madrid ist doch ganz aussichtslos und vor allen Dingen auch ganz zwecklos."

„Völlig zwecklos," entgegnete Gerting. „Die Herren haben sich ja tadellos korrekt benommen. Die Denunziation zu übersehen, weil sie anonym war, oder weil gegen Sie, einen geachteten Fremden, absolut nichts vorlag, das wäre unter den Umständen, mit dem Feinde einige Meilen vor der Stadt, doch sträflicher Leichtsinn gewesen. Man hat sich überzeugt, daß die Anzeige grund-

los war, man hat Sie der Untersuchung und der Verhaftung wegen um Entschuldigung gebeten, der Offizier, der in der Form etwas schroff gegen Sie aufgetreten ist, hat sogar einen Rüffel gekriegt, was wollen wir mehr? Man hätte nicht einmal die Komödie mit der Denunziation nötig gehabt. Die Herren selbst hatten den Verdacht, basta! Daß sie nicht untersuchen, sondern Sie einfach ermorden oder beiseite schaffen lassen wollten, das können wir nicht beweisen, und dürfen wir also nicht einmal behaupten."

„Es ist vielleicht ganz gut so," meinte Berthold, „wir wissen jetzt, woran wir sind."

„Sie haben in der That völlig recht: die Herren verzweifeln daran, hinter das Geheimnis und damit in den Besitz von Beweisen zu kommen, und werden Sie ohne jede Form und ohne jede Rücksicht unschädlich machen, sobald Sie ihnen eine zweite Gelegenheit geben."

„Ich werde mich hüten," rief Berthold aufspringend und ging dann, nachdenkend, die Hände auf dem Rücken, mit großen, hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ich werde dreifach vorsichtig sein," sagte er halb vor sich hin und halb zu seinem Freund. „Dieser Schlag ist nun erst einmal völlig mißlungen; daß sie mich frei lassen, beruhigt mich auch über meine Braut und ihren Onkel: auch dort kann schlimmstenfalls eine vergebliche Haussuchung stattgefunden haben. Ich glaube, für die nächsten Tage bin ich sicherer

als je. Auf einen zweiten Fehlgriff werden sie es so rasch kaum ankommen lassen."

„Der Meinung bin ich allerdings auch," sagte Gerting, „und soweit ist uns der Vorfall vielleicht sogar nützlich. Sie werden in den allernächsten Tagen wieder sehr viel zu thun haben, wir stehen vor den Hauptschlägen. Daß jetzt die Depeschen genau und pünktlich hin und her gelangen, ist von ungeheurer Wichtigkeit, und gerade nun werden Sie das alles ganz sicher besorgen können. Verändern Sie nicht das Mindeste in Ihren Angewohnheiten, verkehren Sie nicht mehr und nicht weniger im Hause Ihrer Braut als bisher, und sorgen Sie lediglich für das eine, dafür, daß man Sie nicht ohne Zeugen beseitigen kann."

„Seien Sie ganz ruhig, alter Freund," sagte Berthold, „sie kriegen mich nicht zum zweitenmal in die Finger."

„Schön, lieber Berthold, und nun lassen Sie uns zu Bett gehen, denn morgen werden wir wieder sehr ausgeschlafene Menschen sein müssen."

In derselben Nacht hatten drei andere Herren ebenfalls eine lange und wichtige Unterhaltung.

Don Cristobal hatte vom Präsidio aus eine Ordonnanz an Bord der Isabela catolica geschickt und den Kommodore Don Manuel de Castro y Samosate im Namen des Generals

ersucht, an einer sofort abzuhaltenden Besprechung teilzunehmen.

Don Cristobal saß jetzt den beiden gegenüber und setzte ihnen die Lage auseinander: ein genauer Plan der Almendaresmündung mit der Chorrera und dem gegenüberliegenden Ufer lag auf dem Tisch.

„Sie erinnern sich, Herr Kommodore," sagte der Adjutant, „des Anteils, den Ihre Barkasse an der beabsichtigten, aber schließlich doch vereitelten Verhaftung Juan Bengocheas genommen hat. Die leider erfolglos gebliebene Unternehmung ist damals von mir persönlich veranlaßt worden. Wie sehr recht ich hatte, beweist die Rolle, die Juan Bengochea jetzt spielt. Der General und ich sind nun überzeugt, daß zwischen dem Rebellenführer und seinem Schwager nach wie vor ein reger geheimer Verkehr besteht. Wir sind ebenso fest überzeugt, daß der Verlobte seiner Tochter, sein zukünftiger Schwiegersohn, derselbe deutsche Herr, der uns damals auf falsche Fährte lockte und es dadurch Juan Bengochea ermöglichte, durchzubrechen, diese Nachrichten hierher nach der Hauptstadt und nach den Vereinigten Staaten weiter befördert. — Wie der Verkehr ermöglicht wird, war und ist uns aber ein vollkommenes Rätsel. Der General beschäftigte sich noch in der Nacht seiner Abreise mit dieser ihm hochwichtig erscheinenden Angelegenheit. Diese Zeichnung habe ich ihm vorlegen müssen. Er

hatte mich angewiesen, zunächst den Versuch zu machen, gegen den Deutschen irgend einen Beweis in die Hand zu bekommen, der uns ermöglicht hätte, ihn mindestens für einige Zeit in Haft zu behalten. Wir nahmen an, daß er dann, wenn er wirklich jene hochverräterischen Dienste geleistet hat, deretwegen wir ihn im Verdacht haben, notwendigerweise durch jemand anders ersetzt werden müßte: das hätte uns nicht entgehen können, und wir hofften damit eine Handhabe, ein Anzeichen zu gewinnen, einen Faden in die Hand zu bekommen. Ich hatte für heute eine Haussuchung in dem Geschäftslokal des Herrn Robert Berthold angeordnet, er selbst sollte vorläufig hier eingesteckt werden; die Verhaftung erfolgte, aber leider nicht ohne Zeugen, und die Haussuchung ergab nicht das Mindeste. Einige Briefe Juan Bengocheas an den Deutschen wurden mir vorgelegt, aber sie enthielten neben anderen, die die Tochter an ihn geschrieben hat, nichts irgendwie Belastendes und stammten aus einer Zeit, wo der jetzige Rebellenführer völlig unverdächtig war. Daß damals sein zukünftiger Schwiegersohn mit ihm verkehrte, war ganz selbstverständlich, und daß dieser Verkehr etwa damals schon irgendwie etwas Bedenkliches gehabt hätte, dafür gab der Inhalt der Briefe nicht den mindesten Anhalt. Der Konsul des Deutschen Reiches hatte sofort des Verhafteten wegen Auskunft verlangt, die Vertreter der

übrigen Mächte hätten sich ohne Zweifel ebenfalls eingemischt, wir mußten es also aufgeben, den Deutschen auch nur einige Tage zurückzubehalten, und es ist nunmehr leider die Lage geschaffen, für die der General hier auf der Rückseite des Planes mir die folgenden, allgemeinen Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben hat."

Don Cristobal drehte den Plan um und las den Herren folgende, von dem General eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten Sätze vor:

„Sollte das geplante Vorgehen gegen den Deutschen, wie ich fürchte, den gewünschten Erfolg nicht haben, so müssen Sie doch mit allen Mitteln versuchen, die Hochverräter zu fassen und zu überführen, um so diesen verderblichen Depeschenverkehr, der ohne Zweifel besteht, ein für allemal zu verhindern. — Bei Nachprüfung unserer Vorsichtsmaßregeln an der Hand dieses Planes finde ich einen schwachen Punkt: ich habe mit einem roten Kreuz ein verfallenes Gewese bezeichnet, das auf dem jenseitigen höheren Ufer dem alten Turm an der Echegoyenschen Villa gegenüberliegt, von hier aus könnten nachts vielleicht Signale über die Flußmündung hin gewechselt werden, auch ein persönlicher Verkehr zu Wasser ist hier mindestens möglich. Eine offene Besetzung des gegenüberliegenden Ufers und dieses Gebäudes scheint mir aber verfehlt. Der Verrat fände vielleicht wieder einen anderen Weg, die Schuldigen blieben unbestraft und in Thätigkeit.

— Genaue Verhaltungsmaßregeln vermag ich Ihnen nicht zu geben. Ich befehle Ihnen lediglich, diesen Punkt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit hiermit gelenkt habe, vor allem ins Auge zu fassen, dann aber nach eigenem Ermessen das zu thun und anzuordnen, was Ihnen nach Lage und nach Wechsel der Umstände geboten erscheint. Natürlich hat sich alles, was Sie thun, innerhalb der Grenzen zu halten, die für den königlichen Dienst selbstverständlich sind. Ihr Vorgehen darf nichts einschließen, was dem Übelwollen des Auslandes eine Gelegenheit böte, uns zu diskreditieren. Gehen Sie also rücksichtslos, energisch, aber geschickt vor.

„Ich weise hierdurch noch die Kommandanten des Präsidios und Seiner Majestät Panzers Isabela catolica zu Beirat und etwa nötiger Mithilfe an."

Oberst Delgado kannte das Schriftstück schon, nur der Kommodore Don Manuel prüfte es der Form wegen mit einem flüchtigen Blick und gab es dann mit einer Verbeugung und einem „ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Don Cristobal" zurück.

„Ich habe noch hinzuzufügen, daß ich bisher gegen Don Carlos nicht das Mindeste unternommen habe," fuhr Don Cristobal fort. „Wäre es uns gelungen, den Deutschen ohne alles Aufsehen zu verhaften und bis auf weiteres festzuhalten, so wäre es mir erwünscht gewesen,

wenn auch Don Carlos und seine Nichte keine Ahnung gehabt hätten, wo dieser Robert Berthold geblieben wäre. Nun aber liegt es so, daß spätestens morgen früh, vielleicht heute nacht noch der Deutsche seine Braut und ihren Onkel von unserem Danebengreifen unterrichtet. Man wird noch vorsichtiger werden, aber ohne Zweifel diese verderbliche Thätigkeit erst recht fortsetzen, so lange wir der Gesellschaft nicht hinter die Schliche kommen und sie dadurch in die Hand kriegen."

Don Manuel deutete mit dem Finger auf den Plan und sagte: „Den Verkehr zu verhindern, wäre sehr einfach, ich würde dann vorschlagen, den alten Kalkofen und den Wartturm zu besetzen, eine Postenkette auf beiden Ufern des Flusses bis zur Fähre zu ziehen und die Barkasse der Isabela catolica zwischen Fähre und Mündung ununterbrochen auf- und abdampfen zu lassen; den vermuteten Verkehr aber bloß an dieser Stelle unmöglich zu machen und ihm damit vielleicht nur andere Wege zu weisen, das ist ja gegen den ausdrücklichen Wunsch des Generals, und wie ich zur Lösung des Rätsels mithelfen könnte, zur Überführung der Schuldigen, das vermag ich zunächst nicht einzusehen."

„Ich habe Don Cristobal bereits einen Vorschlag gemacht," fiel hier der Oberst Delgado ein, „der meiner Überzeugung nach Erfolg haben könnte. Er ist aber immerhin ungewöhnlicher Natur. Wir wollten die Sache nicht so ins

Werk setzen, bevor wir Sie und Ihre Meinung darüber gehört hätten."

„Bitte," sagte der Kommodore und lauschte dann mit Spannung den Worten des Obersten.

„Ich habe nämlich," nahm der wieder das Wort, „mich dahin ausgesprochen, daß wir in diesem Carlos Echegoyen einen jener verschlagenen baskischen Halunken vor uns haben, den nur ein anderer ebenso durchtriebener Geselle ins Netz bekommen kann. Nun hätte ich zufällig einen solchen Mann. Die Herren erinnern sich vielleicht des Falles. Ein Sergeant rannte seinem Offizier in einem Anfall von Eifersucht sein Seitengewehr in den Leib. Er wurde zum Tode verurteilt. Er verdankt es zwei Umständen, daß das Urteil noch nicht vollstreckt ist. Der Stoß war nicht tödlich, weil ein Kamerad dem Wütenden in den Arm gefallen war, außerdem aber kannte der General den Mann persönlich und schätzte ihn als einen tapferen, ja tollkühnen, verwegenen Mann, der bisher dienstlich sich musterhaft geführt und bei verschiedenen wichtigen Anlässen sich ausgezeichnet hatte. Der Mann ist Altkastilianer, er stammt aus einem Gebirgsnest in der Nähe von Medina de Pomar: dicht an der baskischen Grenze geboren, ist er mit allen Baskenschlichen durchaus vertraut. Sein Vorleben ist außerordentlich dunkel: er ist, bevor er ins Heer trat, sicher Schmuggler, vielleicht Spitzbube und Räuber gewesen. Aber wie gesagt: seit ihm der

Dienst an der Grenze das Leben, für das er geboren ist, im Dienste des Königs und des Gesetzes ermöglichte, ist nichts mehr gegen ihn einzuwenden gewesen. Und zu besonders gefahrvollen Missionen: Einzelpatrouillen, Kundschafterdiensten hat er sich immer, je gefahrvoller sie waren, umso lieber, geradezu gedrängt. Er ist hart, zäh, verschlagen. Er ist einer der besten Gebirgsschützen der Armee, von ungewöhnlicher Körperkraft und verfügt über ein gefürchtetes Messer. Seine Kameraden haben ihn auf den Spitznamen el pardo getauft, und es ist ein gut Stück von einem Panther in ihm, an Schärfe des Auges und des Ohres, an Schärfe der Sinne überhaupt schlägt er die Bestie. Wenn wir den Mann zunächst ganz allein auf die Fährte setzen und ihm nicht nur seinen Kopf sichern, sondern auch eine hohe Belohnung im Falle des Gelingens in Aussicht stellen, so ist er der Mann, uns binnen wenigen Tagen zu sagen, welchen Weg Bengocheas Boten gehen."

„Wenn er wiederkommt," meinte Don Manuel, „und nicht vorzieht, einfach zu den Insurgenten zu fliehen, die eine sichere Kugel, eine gute Klinge und verwegenen Mut ja auch zu schätzen wissen."

„Den Einwand hat Don Cristobal auch erhoben. Ich glaube aber doch, ich kenne die Leute besser. Sie wissen, ich habe jahrelang da oben in diesen Nestern garnisoniert. Ich habe den Carlistenkrieg mitgemacht. Den Vater unseres

Don Carlos Echegoyen habe ich damals ziemlich aus der Nähe kennen gelernt, es wäre mir ganz scherzhaft, wenn ich jetzt noch helfen könnte, auch dem Sohne das Genick zu brechen. Also, was ich sagen wollte, ich glaube, ich kenne diese Leute besser. Man müßte ganz offen mit dem Panther sprechen, ihm ruhig sagen, daß er ja fliehen könnte, daß es aber sehr dumm wäre, da doch augenblicklich zwischen ihm und den Insurgenten der General mit einer Armee steht. Übrigens würden wir ihm aber trotzdem diese vorzügliche Chance nur dann gewähren, wenn er vor uns dreien auf das Kruzifix schwören wolle, keinerlei Fluchtversuch zu machen und unter allen Umständen sich zur vorgeschriebenen Zeit wieder einzufinden, mit oder ohne Erfolg."

Die beiden andern Herren schwiegen einen Augenblick. Don Cristobal hätte für seine Person dem Vorschlage sofort und ohne alles weitere zugestimmt, er wollte nur zu diesem ungewöhnlichen Vorgehen gern die freiwillige Zustimmung auch des zweiten der vom General vorgeschriebenen Offiziere haben. Alle drei kannten die alte Wahrheit, über die man nicht gern redet: daß Könige und Kanzler immer einen Ausweg finden, wenn sie ein gegebenes Wort nicht halten, einen geschworenen Eid brechen wollen, daß aber ein Schwur noch immer ein sehr brauchbarer Ring für die Nase der da unten ist: vor allem aber kannten alle drei den vierschrötigen, handfesten

Glauben dieser spanischen Naturburschen, ihrer Landsleute aus den Bergen, denen es garnicht darauf ankommt, vor der Ausführung eines beabsichtigten Schmuggelzuges oder gar eines geplanten Raubmords die heilige Jungfrau ihres Dorfes um glückliches Gelingen anzuflehen, die sich aber nie einfallen lassen, ihr der Jungfrau geleistetes Gelübde zu brechen oder an dem zu drehen und zu deuteln, was sie bei ihr geschworen haben. Nur den Regierenden, nicht den Bauern und Hirten haben die Jesuiten die Theorie vom geistigen Vorbehalt, die Lehre geschenkt, daß, wenn man im Stillen, im Geiste sich eine Einschränkung, eine Abänderung vorbehalte — während man laut das Verlangte beschwöre — man sich keines Meineides schuldig mache, wenn man nachher nur innerhalb der eingeschränkten, abgeänderten Grenzen das laut Beschworene halte.

„Ich glaube, Sie haben recht, Herr Oberst," sagte Don Manuel endlich, „leistet der Mann den Eid, so kommt er wieder. Sehr schön ist es ja nicht, einen verurteilten Verbrecher gegen einen Feind loszulassen, aber schließlich, die Natur seines Vergehens, die Lage, in der wir sind, die besonderen Umstände — warum soll ein Fehler nicht einmal durch ein Verdienst ausgeglichen werden — und ein sehr großer Dienst würde unserer Sache gerade jetzt geleistet, wenn wir die Verräter fassen könnten. Hat Don Cristobal auch nichts dagegen einzuwenden, so bin ich dafür,

daß wir uns den Panther wenigstens einmal herkommen lassen."

Don Cristobal erklärte bereitwillig sein Einverständnis; der Oberst klingelte und gab der eintretenden Ordonnanz einen kurzen Befehl.

Bald darauf wurde el pardo vorgeführt.

Er machte einen ganz vorzüglichen Eindruck auf die drei Herren: die breiten Schultern, die gewölbte Brust, die langen behaarten Arme, die starken, sehnigen Schenkel verbürgten wilde Kraft und zäheste Ausdauer.

Auf den Zuruf des Obersten trat er mit geschmeidigen, völlig unhörbaren Schritten dicht an den Tisch heran. Diese Lautlosigkeit verblüffte namentlich den Marineoffizier geradezu: er sah unwillkürlich nach den Füßen des Mannes.

„Die Hanfsandalen der Grenzer," erklärte der Oberst, der den Blick bemerkt hatte, „das haben sie den Basken auch abgelernt."

Das funkelnde Auge des Panthers ging von einem der Offiziere zum andern: er sah sofort, daß es noch nicht zu Ende war mit ihm, daß die Herren etwas von ihm wollten.

Der Oberst sprach zu ihm in seinem Dialekt, er setzte ihm auseinander, was er thun und wie er dafür belohnt werden sollte. Er hörte gespannt zu — nach und nach begann er zu lächeln — man sah seine weißen Zähne zwischen den Lippen.

Er war zu allem bereit — ein paar Worte über den Plan vor ihm — ein Vorschlag, wie

er sich die Ausführung dächte — und die Herren waren entschlossen:

Die 'Bestie' leistete den Eid und wurde von Don Manuel sofort mit an Bord genommen.

Die Isabela catolica aber machte noch in der Nacht Dampf auf und verließ am frühen Morgen den Hafen von Habana. Sobald sie außer Sicht war, änderte sie ihren nördlichen Kurs, hielt sich einige Meilen längs der kubanischen Küste und kehrte dann um. Am Abend setzte sie in ihrem kleinsten Boot etwa drei Stunden hinter der Almendaresmündung den Panther völlig unbemerkt an Land.

Das Boot kehrte sofort zum Schiffe zurück. Der Mann verschwand im Dickicht. Er führte in einer Leinentasche etwas Brot und getrocknetes Fleisch bei sich und als einzige Waffe sein Messer.

IX.

Doña Maria hatte, in Sorge um ihren Verlobten, eine schlaflose Nacht verbracht. Zum erstenmal während ihrer Brautzeit hatte sie ihn gestern abend zu der gewöhnlichen Tertulliastunde vergeblich erwartet. Abgesehen von den Zeiten, wo ihn gelegentliche Geschäftsreisen nach den Vereinigten Staaten fern hielten, hatte er nie versäumt, täglich wenigstens am Abend zu erscheinen und ein halbes Stündchen oder ein Stündchen mit ihr und ihrem Vater zu verplaudern. Schon früher, als die Tertullia im Hause der Echegoyen eine der besuchtesten Habanas und seiner Vororte war, als namentlich die jungen Herren zu Dutzenden unter den Verandalaternen umherschwirrten, war auch er einer der pünktlichsten Besucher gewesen, und je mehr sich nun zuerst die Verschmähten von der für sie verlorenen Erbin und nach und nach auch die Vorsichtigen aus dem Hause des Gefürchteten und politisch Verdächtigen zurückgezogen hatten, war

sein täglicher Abendbesuch fast noch mehr eine Selbstverständlichkeit geworden, namentlich aber, seit ihr Vater im Felde stand und sie beide seine Depeschen trugen. Gestern abend war er ausgeblieben, zum erstenmal.

Sie hatten gewartet, der Onkel und sie.

Bleiche Sorge hatte beide beschlichen, die einer vor dem anderen zu verbergen sich bemühte. Spät, gegen elf Uhr, war sein Diener erschienen; auch er hatte vergeblich auf seinen Herrn gewartet, dann angenommen, daß er, ohne erst in seiner Wohnung vorzusprechen, wie er auch sonst wohl einmal gethan hatte, sogleich nach dem Hause seiner Braut gegangen wäre. Nun war es aber spät und immer später geworden. Jaime hatte sich überzeugen wollen und mußte nun hören, daß man hier ebenso wenig irgend eine Nachricht hatte wie er selbst.

Don Carlos hatte sich dem Diener gegenüber recht ruhig gestellt, ihm gesagt, daß er keinerlei Grund zur Unruhe sähe, morgen sei Steamertag, Don Roberto werde über der Arbeit die Zeit vergessen haben und schließlich lieber in der Stadt geblieben sein. Mit dem, was er sagte, wollte Don Carlos über den Diener hinweg gleichzeitig auch seine Nichte trösten. Aber alle drei glaubten nicht an die Trostgründe.

Jaime, der Diener, war ein Sohn der Insel. Er war seit Jahren bei seinem Herrn, und er verkehrte viel mit Echegoyens Dienern. Die

Diener wußten nichts, kannten keine bestimmten Thatsachen, waren aber doch völlig davon überzeugt, daß ihre Herrschaften der Sache Kubas nicht bloß in platonischer Freundschaft zugethan waren, sondern ihr thatkräftig und unter Gefahren dienten. Daß damals der junge deutsche Herr mit dem alten Don Tomas den Adjutanten des Generals zum Narren gehalten und dadurch dem Vater des Fräuleins zur Flucht verholfen hatte, darüber hatten sich die Leute oft sehr heiter und sehr deutlich unterhalten.

Jaime that zwar, als glaube er an das, was Don Carlos sagte, um ihn und namentlich, um Doña Maria nicht noch mehr zu ängstigen, aber jeder von den dreien wußte, daß die anderen beiden sich nur verstellten, und alle drei fühlten doch, daß das alles nichts helfe, daß die anderen doch die Verstellung merkten.

Als der Diener gegangen war, lastete das Unausgesprochene immer schwerer auf Marien und ihrem Onkel. Sie heuchelten beide Ermüdung und das Bedürfnis nach Schlaf, um die Maske abwerfen zu können, um ohne Zwang zu sein und allein mit ihren Befürchtungen.

Aber weder Don Carlos noch Marien war der Schlaf gekommen. Nur für kurze Augenblicke war sie auf ihrem zerwühlten Lager in jenen dumpfen, von schreckenden Träumen belasteten Halbschlummer gesunken, der nicht stärkt und nicht erquickt, sondern die gepeinigten Nerven

noch mehr quält und erschüttert. Im Morgengrauen schon, als fern im Osten über dem blauschwarzen Meer der erste Rosenschimmer auftauchte, war sie hinabgestiegen zu dem Badehäuschen und hatte Erquickung gesucht in den kühlen Wellen des ewigen Meers, das unter dem Druck der aufsteigenden Flut und leicht gekräuselt von der sich erhebenden Morgenbrise über die Korallen hinweg leise plätschernde Wellen in die kleine Bucht hineinsandte.

Das Bad hatte sie erfrischt, aber dann war doch von neuem und stärker die Angst um den Geliebten zurückgekommen. Doña Teresa, die immer neben ihrem Zimmer schlief, der nicht die leiseste Bewegung ihrer jungen Herrin entging, die keine Ruhe fand, wenn ihren Liebling der Schlaf floh, und die auch heute nacht mit Doña Maria zugleich sich von ihrem ebenso schlafgemiedenen Lager erhoben und sie zum Bade begleitet hatte, stand nun mit den Tüchern in den Armen, bekümmert den alten Kopf schüttelnd, hinter ihr, als ihr Augapfel, ihrer verstorbenen Jugendherrin Enkelin, im rohrgeflochtenen Armsessel teilnahmslos und bedrückt sitzen blieb, vor dem knieend die Alte ihr die Füße getrocknet hatte.

Unbekleidet saß Maria in der offenen Thür des Badehauses, der Sonne gerade gegenüber, deren volle Scheibe sich eben ganz über das blauer und blauer leuchtende Meer erhob. Die

feinen, schmalen, hochgeschwungenen Füßchen spielten mechanisch mit den weißen Filzpantöffelchen, die ihr Teresa angezogen hatte. Tief in Gedanken versunken, schien sie die alte Vertraute, ihre Umgebenheit und die Welt vergessen zu haben. Ihre Augen glitten an ihren schönen Gliedern hinab. Sie wußte, daß sie schön war. Wie oft hatte sie in solchen stillen Stunden sich ihrer Reize Macht gefreut. Heute aber war ihr zum erstenmal der Gedanke gekommen, ein Gedanke, der sie schüttelte mit dämonischer Gewalt: hatte sie recht gethan, als sie diese Schönheit zum Preise setzte, damit der Mann, den sie doch so heiß, so zärtlich liebte, thäte, was er, der Fremde, sonst doch vielleicht verweigert hätte?

Sie war hart, stahlhart, und — wie alle Adelsmenschen — vor allem hart gegen sich selbst. Der uralte Mutterstamm war mächtig in ihr. Daß sie die schönsten und die keuschesten Frauen, daß sie die tapfersten Männer haben, ist der alte Baskenruhm.

Und sie wachen übereinander, die Frauen und die Männer.

Dem Tapfersten die Schönste: eine alte Regel; wie oft hatten sich nach der die Ahnen ihre Bräute verdient.

Und galt es hier nicht dasselbe hohe Ziel? Galt es nicht auch hier, die Freiheit, die Unabhängigkeit, das Recht, nach eigenem Gesetz zu

leben? Dieselbe Freiheit, die dort oben auf den Bergen am Biscayischen Golf wohnt? Und doch, ob auch ihr Herz wieder aufglühte in der Erinnerung an den Schwung jener Verlobungsstunde, leise stieg zum erstenmal der Zweifel herauf: durftest du von dem, den du liebst, einen Kaufpreis fordern?

Und wenn er nun in die Schlingen der Spanier gefallen war, wenn man ihn tückisch beiseite geschafft hatte, weil man ihn offen nicht angreifen konnte; wenn er untergegangen war für sie, was sollte dann werden aus ihrer Seele und aus diesem Leib? Würde irgend etwas sie über diesen Verlust trösten? Würde es sie für ihr verlorenes Glück entschädigen, wenn diese Insel wirklich ein Freistaat, oder gar, wenn sie künftig statt von dem König Kind von dem amerikanischen Präsidenten regiert würde, dieser Puppe, die alle vier Jahre im Auftrage einer Handvoll Geldsäcke gewählt wird?

Und wenn ihr Erkorener schon kämpfen mußte, wenn sie ihn in die Gefahr schickte um ihres Landes willen, hätten sie sich nicht wenigstens besitzen können, hätte er als ihr Gatte nicht mindestens dasselbe gethan? Warum hatte sie das Glück nicht schon genommen und gegeben, das ein hartes Geschick oder ein schmählicher Zufall nun zertrümmern konnte, ehe sie es erreichten?

Die Sonne stieg höher und durchschien ihr

die weißen Glieder, lauer fächelte die Luft von der See her, und doch fröstelte sie leise.

„Niña, Niñita," flüsterte besorgt die alte Teresa ihr ins Ohr, „wo bist du, Kind?"

Sie kam zu sich. Ein leises, müdes, schmerzliches Lächeln umspielte den kleinen Mund, ihre feinen Finger glitten liebkosend über die braunen Arme der Alten:

„Nicht schelten, Teresa, nicht schelten," sagte sie.

Sie erhob sich nun, ließ sich das weiße, spitzenbesetzte Morgengewand überwerfen und stieg, von der Dienerin gefolgt, die kleine Wendeltreppe hinauf nach dem Säulengang des Hauses.

Sie wollte eben über den Patio hinweg nach dem Vorderhause schreiten, um ihrem Onkel den Morgengruß zu bringen, da hörte sie von drüben den jauchzenden Ruf:

„Maria, Geliebte!"

Robert Berthold, der mit dem ersten Wagen von der Habana gekommen war, stürmte ihr entgegen. Wenige Schritte vor ihr aber stand er geblendet still. Aus dem dunklen Schatten des Säulenganges, in dem leichten, weißen Gewand, das die strahlende Tropensonne, die hinter ihr dem Meere entstieg, mit goldenem Strom durchleuchtete, trat sie ihm entgegen, die Arme sehnsüchtig nach ihm ausgebreitet, mit flammenden Augen, in verzehrender Schönheit.

Im nächsten Augenblick hielten sie sich umschlungen. — Es sind wilde Gluten, wenn Edelsteine schmelzen. Robert Berthold war kein feiger Mann und kein kleiner Mensch, von diesem Augenblick aber wurde er doch noch ein ganz anderer, als er bisher gewesen war! Was konnte ihm, dem Göttergeliebten, zu schwer sein! — —

Carlos Echegoyens Ruf weckte die beiden, und jetzt flog Maria ihrem Onkel um den Hals. Der feuchte Schimmer in dem erzenen Gesicht sagte ihnen, wieviel Liebe, von der nie ein Wort fiel, der Mann da für sie beide im Herzen trug.

Dann saßen sie vorn unter dem Colgadizo, vor dem noch kühle Schatten ruhten, und nahmen aus kleinen Schälchen ihren Morgenkaffee.

Berthold berichtete. Der Kriegsrat, den die drei hielten, war sehr ernst; denn zum erstenmale seit Bengocheas Abreise erhob heute auch eine alte Sorge wieder das Haupt, die nämlich, daß vielleicht dennoch alles Ringen vergeblich sein werde. Während sonst die Kabelantworten die Ausführung der Befehle sofort meldeten, die nach New-York gegangen waren, ließen sie diesmal auf sich warten. Wichtige Sendungen von Waffen, Munition und namentlich von Konserven und anderem Proviant, die die Insurgenten in den von Freund und Feind ausgesogenen

Strichen sehr nötig hatten, waren also noch nicht abgegangen. Heute oder morgen mußten Bengocheas Boten kommen; trafen die Depeschen von Amerika heute nicht endlich ein, so waren die Rebellenführer außer stande, rechtzeitig die für die Landungen nötigen Hilfsaktionen vorzubereiten. — Sollte es wieder gehen wie schon so oft? Spielten die Yankees, wie der Verdacht raunte, wirklich doppeltes Spiel? Wollten die Geldmächtigen, die hinter dem New-Yorker Komitee standen, wirklich Kuba nicht befreien, einen entscheidenden Sieg der Aufständischen am Ende ebenso wenig, wie die spanische Herrschaft? Kämpften die Söhne des Landes am Ende nur darum, setzten sie ihr Leben nur dafür aufs Spiel, daß künftig ein anderer dieses verschwenderisch reiche Stück Erde aussauge?

Marien kam ihre Angst vom frühen Morgen verzehnfacht wieder, nun sie sehen mußte, daß auch ihr Onkel und ihr Geliebter wenigstens an die Möglichkeit dachten: wenn sie wirklich dafür ihr Glück fast geopfert hätte, wenn sie wirklich dafür ihr Glück immer aufs neue aufs Spiel setzte! ihr Glück, das ihr sicher war in jedem Lande der Erde, wo sie ihn hätte, der jetzt sein Leben wagte für die kubanische Sache, weil sie sie zu ihrer Sache gemacht hatte.

Mit gewaltiger Willensanstrengung zwang sie sich, den beiden Männern nichts von dem zu verraten, was in ihrem Innern vorging, damit

sie sie nicht in ihren Erwägungen störe, damit doch ja die kälteste Überlegung in ihrem Handeln wäre.

Sie aber schwor sich, nicht länger zu zögern und nicht mehr den Himmel zu versuchen. Heute oder morgen nacht würde sie ihres Vaters Boten eine Frage mitgeben, die nichts mit Politik und Bürgerkrieg zu thun hätte. Gab er seine Zusage, woran nicht zu zweifeln war, so konnte sie in wenig Wochen ihrem Verlobten sagen, daß sie jetzt schon die Seine sein wolle, unverzüglich.

Alle Zuversicht und Hoffnung kamen ihr wieder, als sie sich den Augenblick vorstellte, wo sie ihm ihren Entschluß und ihres Vaters Zustimmung mitteilen würde.

Ein Viertelstündchen später rollte Robert Berthold nach der Stadt zurück, um scheinbar seinen Geschäften nachzugehen, in der Hoffnung, die wichtigen Depeschen von New-York endlich zu erhalten. Am Abend zur Stunde der Tertullia wollte er wiederkommen, früher war es nicht möglich. Nur ganz früh und am Abend, nicht aber während der Hitze des Tages ist schickliche Besuchszeit. —

Sechs, sieben Meilen jenseits des Almendares ritten unterdessen zwei Reiter die Landstraße entlang, die nach der Chorrera führt. Die kleinen, zähen Kreolenpferde sahen arg verstaubt und etwas abgetrieben aus, aber sie mußten aus

vorzüglicher Zucht stammen: mit erstaunlicher Geschwindigkeit quirlten die feinen Beinchen in dem weißgrauen Kalkstaub der Chaussee. Mit lachender Verwunderung pflegt der Fremde, der an den werfenden Trab europäischer Pferde gewöhnt ist, diesen fast trippelnden Paßgang, den 'paso corto' und das unglaubliche Tempo darin zu betrachten, aber die Tiere halten es tagelang aus, und der Reiter sitzt auf diesem leise schaukelnden Pferderücken bequemer als in einer Sänfte, während die Felder und Wälder, die Hügel und Thäler in rastloser Eile an ihm vorübergleiten.

Sie hatten einen weiten Weg hinter sich, die beiden Reiter. Gestern morgen waren sie zwischen den spanischen Kolonnen aufgetaucht, hatten aber nirgends Aufsehen erregt. Durch die Postenkette, die gegen den Feind stand, hätten sie ja nicht kommen können, nahmen die Offiziere an, und das Gewerbe, das der Mann da in Begleitung seines Schwarzen trieb, war ja an sich ein Beweis von Loyalität: einer der vielen umherziehenden Händler war er, die in Habana wohnen und weite Strecken des Innern durchstreifen, um die Lose der Habaneser Lotterie abzusetzen. Er hatte auch ganz gute Geschäfte gemacht mit den Offizieren und Soldaten, vom Sattel herunter, wie es so der Brauch des Landes ist. In der rechten Halftertasche stak der Revolver, in der linken eine mit Wachsleinwand umwickelte Rolle

und eine große Papierschere. Jedes Los der Habaneser Lotterie ist ein großer, mit vierzig Vierzigsteln, vier quer und zehn lang, bedruckter Bogen. Man kann von jeder Nummer so viel Vierzigstel haben, wie man will und bezahlen kann. Das Gewünschte schneidet der Händler mit der großen Papierschere einfach ab und reicht es dem Käufer vom Sattel herunter. Die Regierung war in letzter Zeit ziemlich unzufrieden mit dem Lotteriegeschäft. Die fünfundzwanzig Prozent, die man nicht von den einzelnen Gewinnen, sondern von der Gesamteinnahme im vorhinein kürzte, hatten sonst immer eine sehr nette Einnahme gebildet. Es war eine Steuer gewesen, die das Land gern bezahlt hatte, denn die Käufer dachten nicht darüber nach, daß es eigentlich nichts weiter wäre. Man konnte sehr große Gewinne machen, einmal im Jahre sogar eine ganze Million Dollar, und was man gewann, bekam man ohne Abzug ausbezahlt. Jetzt aber wurde es schwer und schwerer, die Lose unterzubringen. Es war ein sehr löbliches Beginnen, sie zu vertreiben; wer es that, war sicher ein Gutgesinnter.

Es war alles ausgezeichnet gegangen: niemand hatte geahnt, daß der Schwarze da unter der Farbe der fast weiße Mulatte Ramon, Juan Bengocheas vertrauter Diener war, in keinem von den Offizieren und Soldaten hatte sich auch noch so leise der Verdacht geregt, dieser

plaudernde, schachernde Händler sei ihnen ein verderblicherer Feind als tausend Mann im Felde.

Ramon lachte leise vor sich hin: ein vorzüglicher Gedanke! Doña Maria hatte ihn gehabt, Diego hatte die von ihrem Verlobten, dem Deutschen, in Habana besorgten Lose das letzte Mal mitgebracht.

Jetzt hatten sie das Heer meilenweit hinter sich. Es mochte gegen Mittag sein, da hielten sie im Schatten einer großen alten Caoba, die mit ihrem runden, mächtigen Wipfel einen Hügel krönte, den die Landstraße überschritt.

„Da unten," sagte Ramon zu seinem Begleiter und deutete mit der Rechten hinab in die weite Ebene, an deren Rand zwischen grünen Ufern ein silbernes Flußband aufblitzte: „der Almendares, Pancho."

Der andere hatte seinen Sombrero vom Haupte genommen und wischte sich mit dem Tuche, das er aus dem Gürtel zog, die staub- und schweißbedeckte Stirn.

„Aha," sagte er, und sich weit über den Sattel beugend, spähte er scharf in die Ferne.

„Sehr deutlich," sagte er dann, „kann kaum drei leguas sein. Jetzt wirds Ernst. Was thun wir, Ramoncito?"

„Laß uns überlegen, Gevatter," antwortete Ramon lachend und blickte die Landstraße entlang in der Richtung, aus der sie gekommen waren, und in der Richtung, wo hinter dem Fluß

die Chorrera und Habana lag, und sagte dann zunächst: „Alles ist leer, alles scheint sicher.“

„Bah,“ sagte der andere, „was will das heißen, wer wird außer uns so verrückt sein, um diese Zeit, bei solcher Hitze noch auf der Landstraße zu sein? Ich schlage vor, wir halten hier nicht zu lange. Wir müssen uns hier oben gegen den Himmel abheben, wie zwei schwarze Männchen. Einige Meilen in der Runde sind wir hier sicher zu sehen, und um die Fonda dort hinten an der Straße, etwa eine Meile vor dem Fluß, da kommt es mir nicht richtig vor. Ziehen wir uns etwas hinter den Baum zurück.“ Damit lenkte er sein Tier hinter den dicken Stamm, und Ramon folgte ihm. Von beiden Seiten, hinter dem mächtigen Stamm hervor, seitwärts über den Sattel gebeugt, hielten sie dann scharfen Auslug. Feldstecher hatten sie nicht, das hätte Verdacht erregen können, aber dafür Augen, die optische Hilfsmittel ziemlich entbehrlich machten, so lange es sich um diese Erde handelte. Sie waren bald einig.

„Du hast recht, Gevatter,“ sagte Ramon, „die Fonda hat Einquartierung. Die niedrige Staubwolke, die von dem Hause immer von neuem aufquillt und dicht am Boden über die Straße streicht, bedeutet königlich spanische Kavallerie: sie haben ihre Tiere an die Pfosten der Veranda gebunden. — Einer steht Posten, siehst du den Säbel blitzen? Zwischen dem Grün da, rechts am Hause.“

„Natürlich, Ramon meines Herzens, ich habe ihn schon lange gesehen. — Augenscheinlich eine berittene Streifpatrouille. Wir sind zu nahe am Ziel, wenn wir sie dort unten treffen, könnten sie vielleicht doch auf den Gedanken kommen, uns nach Habana hinein zu begleiten. Und über den Fluß wollen wir doch nicht reiten, ich glaube, du kannst die Fähre nicht mehr leiden seit dem letzten Mal, Ramoncito, nicht?"

„Mache keine schlechten Witze, Panchito, überlegen wir lieber, was wir thun müssen."

„Überlegen, Señor Don Ramon? Das ist nun doch deine Sache, ich stehe zu Eurem Befehl, zu Eurer Verfügung, Herr. Was dünkt Eurer Gnade? Soll ich vielleicht einmal hinunter reiten und dem Herrn Leutnant ein Vierzigstel Nr. 47 586 anbieten?"

„Na, so ähnlich wirds wohl kommen," sagte Ramon, „wir müssen doch wissen, was sie da wollen, und ob etwa im Walde noch ähnliche Posten stehen. Vielleicht sind sie klug geworden und . . . Teufel," unterbrach er sich selbst, „wenn sie am Ende auch unseren lieben alten Kalkofen besetzt haben, was die Schafsköpfe schon längst hätten thun sollen, dann sind wir schön die Geprellten, Gevatterchen. Dann können wir als unbestellbare Briefe wieder nach Hause reiten."

„Sie werden schon nicht," sagte der andere, „der Spanier ist dumm geboren."

„Na, jedenfalls müssen wir es erfahren,

Pancho. Reite geradeaus und diniere in der Fonda. Bringe den Herren da Grüße von ihren tapferen Kameraden hinter uns. Verkaufe ihnen einige garantierte Lose der immer getreuen Stadt und hole ihnen die Würmer aus der Nase. — Ich werde mich hier links in die Bananen verlieren. Ein alter schmaler Saumpfad führt hier, immer zweihundert bis dreihundert Schritt von der Landstraße, durch das Gehölz. Etwas hinter der Fonda zweigt ein anderer Weg von der Straße ab, eine einzelne Palme steht am Waldrand. Hast du erfahren, was wir brauchen, so reite scheinbar nach Habana weiter. Die Straße macht dicht hinter dem Wirtshaus eine Biegung, man kann dich keine fünfzig Schritt weit sehen. Bei dem Baume reitest du in den Wald, dein Pfad kreuzt bald den meinen, dort warte und achte auf den Schrei des Geiers."

„Gut, wird besorgt, Eure Gnade," sagte lachend der andere und reichte seinem Kameraden die Hand hinüber. Während Ramon einschlug, fügte er noch hinzu: „Bringe mir nichts mit. Es könnte auffallen, wenn du so dicht vor Habana die Leckerbissen der Straßenkneipe einsteckest. Ich werde hier von diesen Bananen speisen, und ich habe auch noch Wein und Wasser im Kürbis."

Die beiden trennten sich, aber einige Stunden später hatten sie sich im Walde wieder getroffen. Während sie, ihre Pferde hinter sich am Zügel führend, durch das Dickicht schritten, berichtete

Pancho, daß er sein Mittagessen in der Fonda völlig unbehelligt, und ohne irgend welchen Verdacht zu erregen, eingenommen habe. Zwanzig Mann lägen darin, seit heute vormittag erst. Er hätte sich an den Leutnant herangemacht, aber der hätte augenscheinlich selber nicht gewußt, wozu sie da wären: in der Fonda bleiben, weiteren Befehl abwarten. Der nächste Posten sei an der Fähre.

„Ungemütlich," meinte Ramon, „bist du sicher, daß der Wald vor uns und der Fluß frei sind?"

„Die da in der Fonda wußten jedenfalls von keinem anderen Posten, als dem an der Fähre," erwiderte Pancho lachend, „ich habe mich dringlich erkundigt, ob nicht irgendwo in der Nähe die paar Losreßtchen unterzubringen wären, ich nähme sie nicht gern wieder mit nach Hause über den Fluß, und Seiner Majestät tapfere Truppen, die ja allerdings auch besser wüßten, daß die Herren Insurgenten an die Kassen der Stadt niemals herankommen würden, kauften immer am leichtesten ein Habanalos — die Esel hättens mir gesagt. Der Posten an der Fähre, sonst nichts diesseits des Flusses."

Ramon beruhigte sich. — „Nun, dann wird alles gut gehen, wie immer."

Sie bogen vom schmalen Pfad ab und erreichten bald die kleine versteckte Lichtung, wo wie gewöhnlich die letzte Rast gehalten werden sollte. Den Pferden wurde Zaum und Sattel ab-

genommen, dann wurden sie an langer Leine angepflöckt, sodaß ihnen eine reichliche Mahlzeit von Knospen, Blattspitzen, Gras und Kräutern erreichbar war, und die beiden Fahrtgenossen lagerten sich bequem neben einander, den Kopf auf die den Pferden abgenommenen Sättel gelegt.

In der Nacht, um elf etwa, erhoben sie sich. Hier und da nur blitzte ein Stern durch die dichten Kronen der Bäume. Die Pferde wurden gesattelt und gezäumt und mit den Zügeln kurz an einen Ast gebunden, fertig zum Aufspringen. Die braven Tiere wußten genau, daß der Dienst wieder begann. Wie die Mauern standen sie, und als die beiden die Machetenriemen enger schnallten und prüften, ob die breiten Klingen nicht zu lose und nicht zu fest in der Scheide säßen, als sie der Sicherheit wegen das Schloß ihrer Revolver einigemale spielen und die Kurbel versuchsweise rollen ließen, da schauten sie ihren Herren ganz verständnisvoll zu.

Gleich darauf rauschten die Büsche leise auf, und die beiden Männer waren verschwunden.

Langsam schritt und kroch Ramon voran durch die Finsternis, langsam, lautlos, mit jener Sicherheit, die dem Sohne der Civilisation, dem Bewohner der Großstadt unfaßlich ist. Sie brauchten fast eine Viertelstunde zu den paar hundert Schritten.

Endlich lag das Häuschen am Kalkofen vor ihnen: hier am Rande des Gehölzes wurde es,

des Neumonds ungeachtet, doch ziemlich hell. Auf der Erde liegend beobachteten die beiden erst vorsichtig, ob sich irgend etwas drinnen rege, aber man hatte augenscheinlich Pancho die Wahrheit gesagt: völlig still und verlassen ruhte die Ruine des Kalkofens und des dazu gehörigen kleinen Häuschens im Sternenlicht, kein Laut ließ sich vernehmen, eine ganz leise Brise bewegte die Wipfel des hinter ihnen liegenden Waldes. Leise, unbestimmte Töne hörte man von weitem, undeutlich — ein schwirrendes Insekt, ein Nachtvogel vielleicht. Von links her atmete das Meer ruhig in langen Wellen gegen die Küste. Vorn, unten am Abhang rauschte und plätscherte leise der Almendares im Schilfe des Ufers.

„Alles ist sicher," flüsterte Ramon, „komm!"

Sie erhoben sich, traten aus dem Schatten der Bäume und huschten ins Haus.

Drinnen war nur ein Raum, nicht viel dunkler als draußen. Vorn, der Thür gegenüber, war die große, fast bis auf die Erde reichende Fensterhöhlung. Das Dach war halb verfallen, und große Trümmerstücke der Decke lagen im Raume umher, der Nachthimmel mit seinen Sternen sah herein.

„Hier, Gevatter," sagte Ramon zu seinem Gefährten und zeigte auf ein großes Trümmerstück, während er selbst ein anderes als Stuhl benutzte. „Hier sitzen wir ganz bequem. Siehst du dort, genau gegenüber, den alten Turm?"

„Jawohl, Gevatter," antwortete Pancho.

„Gut, der obere Rand zeichnet sich ziemlich deutlich gegen den Sternenhimmel ab. Etwa vier Fuß darunter, in der Mitte ungefähr, ist das Fenster. Die Luft ist klar, das Licht kann uns nicht entgehen. Wo habe ich meine Fosforitos, ah hier."

Er nahm das Schächtelchen in die linke und eins der Wachslichtchen in die rechte Hand und prüfte, ob er auch die schmale, mit Sandpapier beklebte Streichfläche richtig hielt. „Jetzt heißt es aufpassen. Es kann nur wenige Minuten vor Mitternacht sein, fragen wir Don Juans Uhr."

Pancho zog eine sehr große, schwere, goldene Uhr heraus und drückte auf den Repetierknopf. Mit kleinem, klingendem, silbernem Stimmchen begann die Uhr die Zeit zu sagen: — teng — teng — teng — elf Schläge, dann kamen die Viertelstunden noch dünner ting, ting, ting — dreiviertel, und nun hoben die Minuten an: tik tik tik tik tik — noch zehn Minuten fehlen."

„Geht die Uhr in der Chorrera richtig?"

„Es stimmt immer auf eine oder zwei Minuten," antwortete Ramon.

Angestrengt lauschten und spähten die beiden Männer, — angestrengt spähte und lauschte über ihnen 'der Panther': gerade über ihnen, auf der verfallenen Mauer lag er seit Stunden, regungslos.

Er hatte den 'Kalkofen' sofort gefunden, den

man ihm in der Nacht vorher im Präsidio auf der Karte gezeigt hatte. Er hatte einen Blick aus dem Fenster und auf den Turm gegenüber geworfen, und mit einem 'Pest, ich glaube, der General hat eine gute Nase' war er hier hinaufgeklettert.

Die Neumondnacht war ihm lang geworden, in dieser scheußlichen Lage, in dieser krampfigen Bewegungslosigkeit — jetzt aber that ihm kein Glied mehr weh: wirklich wie ein Raubtier lag er da oben, die Erregung der Jagd hatte ihn gefaßt. Er konnte von seinem Lager aus rechts draußen im matten Sternenlicht den mit niedrigem Dickicht bedeckten Abhang, das Schilf und Röhricht am Ufer, den Fluß und ganz drüben in dunklen Linien den Ceibawald und die undeutlichen Umrisse des alten Wartturms, links innen aber die beiden Männer auf ihren Mauertrümmern hocken sehen und ihre Stimmen hören, deutlich, ganz deutlich. Sie warteten auf den Schlag der zwölften Stunde. Er würde also nicht vergebens hier liegen diese Nacht, und gleich zu Anfang liefen sie ihm in die Krallen, er hatte Glück. Gestern noch ein zum Tode verurteilter Verlorener, sah er heute die Zukunft glänzend vor sich. Er würde seinen Abschied nehmen, die Tasche voll Gold. Er würde ihn bekommen, denn in der Truppe konnte man ihn doch nicht brauchen nach dem Vorgefallenen, und er selbst wollte auch nicht mehr dienen: wozu Vorgesetzte?

Er sah sich in seinem kleinen Dorf da hoch oben in den Bergen. Was die protzigen Bauern für Augen machen würden. Bettler würden sie sein gegen ihn. Zehntausend Pesos in Gold hatte der Adjutant gesagt, damit konnte er ja die ganze Gemeinde auskaufen, das heißt, wenn die beiden Halunken da unten ihm nicht etwa noch damit durch die Lappen gingen.

Da: drüben von weit über den Fluß her klangen leise, ganz klar und deutlich vier dünne Viertelschläge herüber, und dann hub die größere Glocke an zu schlagen. Seine Muskeln strafften sich, seine Sinne steigerten sich ins Übernatürliche unter der Spannung, seine Augen bohrten sich in das matte Dunkel der Sternennacht, die über dem Flusse lag.

Eben verhallte der zwölfte Schlag: da flammte drüben plötzlich ein Lichtchen auf und verlöschte gleich darauf wieder. Im selben Augenblick hörte er links unter sich das Wachslichtchen Ramons am Sandpapier knirschen. Es flammte auf und beleuchtete grell die Gesichter der beiden Rebellen. Riesige Schatten umtanzten ihn. Auch dies Licht verlosch sofort wieder.

„Bleib hier, Pancho, ich erwarte sie an der Thür," sagte einer von den beiden.

Er hörte unten ein leises Geräusch, einige kaum hörbare Schritte, und ruhig war alles unter ihm und drüben jenseits des Flusses.

„Santa Madona," dachte sich der Panther,

„verflucht schlau sind die Kerls. Das Signal wird keiner merken, der nicht schon hier oder drüben neben ihnen auf Posten steht. Ich erwarte sie, sagte der insurrecto. Es kommen also mehrere von drüben, und hier unten im Zimmer werden sie miteinander reden. Die Sache geht gut. Die zehntausend Pesos; heilige Jungfrau von Burgos, zwei Wachslichte so dick wie mein Arm und so lang wie ich selber, wenns gelingt!"

Er lag wieder regungslos. Er hörte nichts. Garnichts regte sich. Undeutlich sah er unten den schwarzgrauen Fluß. Nur hier und da glänzte ganz matt und blaß das Spiegelbild eines besonders hellen Sterns. Da schien es ihm, als wenn ein Schatten über die Fläche glitte. Einer dieser kleinen, fast unbemerkbaren Lichtflecken verschwand, bald darauf tauchte er wieder auf, aber zitternd, unruhig, jetzt verschwand ein anderer, — dasselbe Spiel.

„Aha, ein Boot," erriet er, und jetzt vernahm er deutlich ein leises Streichen im Röhricht unten, halblaute, unterdrückte Stimmen, nur wenige Worte, dann leichte Tritte, leises Knacken im Dickicht und gleich darauf die Stimme des Mannes an der Thür, da links unter ihm:

„Guten Abend, Doña Maria, wir grüßen Euch, Herrin."

„Guten Abend, Ramon, wo ist dein Freund?"

„Dort am Fenster."

„Gut, schnell eure Botschaft."

Auf alles war der Panther vorbereitet gewesen, nur nicht darauf, hier um diese Zeit, jetzt, eine Dame erscheinen zu sehen.

„Demonio, die Herren werden Augen machen, wenn ich es ihnen erzähle, verflucht schlaue Bande — wer es nur sein mag, aber das werden wir ja hören," und in fieberhafter Spannung lauschte er.

Ramon begann, aber der Horcher wußte nicht, was er aus der Botschaft machen sollte, den Anfang verstand er noch: Berichte über die Stellung des feindlichen Heeres, ganz kurz — — so nahe waren die Rebellen schon, ein paar Meilen von Habana, dem General gegenüber? — — Aber was war das — der Mann da sprach ja plötzlich wie ein Kind, das Märchen erzählt, seltsame Worte ohne Sinn, ohne Beziehung auf Aufstand und Bürgerkrieg, auf Verschwörung und Kampf, drollige Verse. Und als er fertig war, begann der andere, aber der fing gleich mit dem sonderbaren Kauderwelsch an. Da merkte er an einigen besonders auffälligen Anklängen, daß der ganz dasselbe erzählte, und er verstand — die alten Baskenschliche. Nun, wir werden sie lebendig fangen, und die Herren können sie dann ja 'fragen'.

Da begann die Dame unten wieder und zwar in klarem, verständlichem Spanisch.

„Wir erwarten noch Depeschen, heute nachmittag waren sie noch nicht da, es kommt viel darauf an, daß ihr sie mitnehmt. Könnt ihr bis morgen nacht hier warten? Ich habe Brot, Wein und Fleisch im Boot mitgebracht. Tomas wartet unten damit, Ramon kann es sich holen. Ich würde morgen wiederkommen, geht das? Aber ihr müßt unbedingt sicher sein vor Entdeckung."

„Wir werden nicht hier warten, sondern in unserem Versteck mitten im Dickicht, es ist ganz in der Nähe, vielleicht giebt Eure Gnade uns das Nötigste für den Fall mit, daß wir überrascht werden, fliehen müssen oder Gefahr darin sehen, wiederzukommen. Bleibt alles ruhig, so geben wir morgen nacht das Zeichen, daß wir noch hier sind."

„Gut, so sei es," entschied Doña Maria.

Dann sprach sie den beiden einen Spruch vor, seltsam und schnurrig, nicht sehr lang, und ließ ihn sich zweimal wiederholen.

„So ists gut, und nun noch eins: aus vielen Gründen will ich meine Hochzeit mit meinem Verlobten Don Roberto, den du ja kennst, Ramon, nicht länger aufschieben. Ich lasse meinen Vater um seine Einwilligung bitten, daß wir uns sogleich heiraten. Diego soll mir das nächste Mal die Antwort bringen."

„Ah, wie schade, Doña Maria," sagte Ramon etwas familiär, „wir werden also nicht dabei sein.

Aber Don Roberto hat recht, Eure Gnade," fügte er schnell hinzu. „Und wie wird sich Don Juan freuen. Er hätte es schon früher gern gesehen, das weiß ich. Verzeihung, Herrin, aber am Tage der Flucht sprach er darüber."

„Um so besser," antwortete sie, „ich war thöricht. Ich kann aber doch nicht jetzt Hochzeit feiern, ohne daß mein Vater Tag und Stunde weiß. Also auf morgen: nur im dringendsten Notfall reist ihr vorher zurück. Begleite mich jetzt zum Boot, Ramon."

Ramon und die Dame verschwanden. Nach einiger Zeit kam Ramon wieder; er hatte eine große, korbumflochtene Flasche und ein Paket unter dem Arm. Dann verschwanden auch die beiden Männer.

Der Panther lag noch eine Stunde lang auf der Mauer: wer konnte wissen, ob die beiden nicht noch draußen warteten am Rande des Waldes, um zu sehen, ob keiner sie belauscht hätte. Er hätte es gethan. Er benutzte die Zeit, ruhig zu überlegen. Es war ihm bald klar, was er zu thun hatte. Die beiden, die mochten sein, wo sie wollten, dafür, daß ihnen nichts geschehe, würde er sorgen, sie kamen also wieder. Das Boot von der Isabela catolica erwartete ihn bei Sonnenaufgang an der Küste an demselben Baum, wo man ihn ans Land gesetzt hatte. Morgen nacht konnte das ganze Nest ausgenommen werden. Donnerwetter, jetzt hatte

er sie alle: Doña Maria, die Tochter Don Juans, des Rebellenführers — er kannte ihn, und von seinen Siegen hatte er noch gerade gehört, ehe man ihn in den Kerker geworfen hatte; Doña Maria und ihren Onkel Don Carlos kannte er auch von Ansehen. Und ihr Verlobter war also im Spiel, der deutsche Herr.

Gut, daß er der heiligen Jungfrau zwei so dicke Wachskerzen versprochen hatte, sie war dankbar gewesen und hatte ihm sichtbarlich geholfen, die Geschichte war dem Obersten oder dem Adjutanten vielleicht noch ein paar tausend Pesos extra wert.

Wenn man sie alle drei: den Onkel, den Rubio und sie selbst beim Kragen nahm, konnte es ja lustig werden im Präsidio. Er hatte allerhand munkeln hören. Sie war jung und schön, die insurrecta, und ihr Vater konnte ihr auch nicht helfen. Die Herren würden ihren Vorteil sehen — — er grinste — — —

X.

Sehr früh am anderen Morgen, nicht lange nach Sonnenaufgang, lief die Isabela catolica wieder in den Hafen von Habana ein und ging an der gewohnten Stelle in der Bahia vor Anker.

Don Manuel de Castro schritt erregt in seiner Kajüte auf und ab, in deren Ecke auf dem Fußboden, mit einer zusammengerollten Decke als Kopfkissen, der Panther regungslos in tiefem Schlafe lag.

Der Kommodore betrachtete ihn nachdenklich: das Leben dieses zum Tode Verurteilten war noch recht nützlich gewesen, eine großartige Idee vom Obersten Delgado, auf den Kerl zu verfallen. Ein fabelhafter Erfolg!

Der Kommodore hatte seine eigene Gig mit einem Ordonnanzoffizier an Land geschickt und den Obersten sowohl als den Adjutanten zur weiteren Beratung an Bord gebeten; jetzt wartete er ziemlich ungeduldig auf die beiden. Es dauerte aber nicht lange: Don Cristobal war

vom Präsidio aus telephonisch aus der Chorrera herbeigerufen worden, und vor acht Uhr war die Gig mit den beiden Offizieren längsseits des Panzers.

Die Herren wurden in der Kajüte vom Kommodore empfangen. Man nahm Platz. Der Panther war geweckt worden: er stand vor den Herren, die um den Kartentisch saßen, und mußte zunächst seinen Bericht wiederholen. Don Manuel verfolgte die Erzählung genau: sie deckte sich mit der, die er ihm allein gemacht hatte, vollkommen, schien also auch in den Einzelheiten zuverlässig zu sein.

Nach kurzem Gedankenaustausch — der Sergeant mußte für eine Weile abtreten — waren die drei Offiziere darüber vollkommen einig, daß man sich auf seine Mitteilungen verlassen dürfe und danach handeln müsse. Alle drei waren sich über den Wert der Nachricht vollkommen klar: binnen vierundzwanzig Stunden würde man ein niederträchtiges Komplott entlarvt, drei gefährliche Hochverräter dingfest gemacht und einen der wichtigsten Nerven der Insurrektion zerschnitten haben, wenn nicht irgend ein blinder Zufall etwa die Sache noch wieder verdarb. Aber man würde diesmal sicher genug gehen, man würde den Zufall auszuschließen wissen.

Zu der Beratung wurde der Panther wieder hereingerufen, und nachdem der Plan bis ins Kleinste festgesetzt worden war, übertrug man ihm selbst den wichtigsten Teil der Ausführung.

Am Abend desselben Tages kam Robert Berthold fast eine Stunde früher als gewöhnlich zu Don Carlos: er hatte die guten Nachrichten, die er zu bringen hatte, so früh als möglich bringen wollen. Die Depeschen von New-York waren eingetroffen, und das Komitee meldete, daß die wichtigsten Aufträge, so wie vorgeschrieben, pünktlich ausgeführt werden würden, nur weniges von dem minder Erheblichen hätte, aber auch nur auf die allernächste Zukunft, verschoben werden müssen.

Ramon und sein Begleiter konnten also mit ziemlich guten Nachrichten entlassen werden.

Die Hoffnung war neu belebt und die Stimmung sehr viel besser, als sie in der letzten Zeit gewesen war.

Robert Berthold sah von Zeit zu Zeit freudig überrascht auf: so heiter, so schalkhaft liebenswürdig war seine Braut in diesen Wochen und Monaten gefahrvoller Arbeit und Sorge fast noch nie gewesen. Als sie ausrechnete, wann man den nächsten Boten ihres Vaters erwarten dürfte, sagte sie mit so eigentümlich leuchtenden Augen: „Ich freue mich auf Diegos Ankunft," daß Berthold lächelnd fragte: „Ja, bringt er dir denn diesmal etwas Besonderes mit?" und da sah sie ihn sonderbar an und erwiderte seltsam verheißungsvoll: „Vielleicht uns beiden."

Berthold durchzuckte eine richtige Ahnung: eine Blutwelle stieg ihm ins Gesicht, freudiges

Erstaunen blitzte in seinen Augen auf, und er öffnete den Mund zu einer Frage. — Aber nein, er hatte sein Wort gegeben, er durfte sie nicht drängen, Maria lenkte auch schnell ab.

Als aber alles Nötige besprochen war und Berthold gegen neun Uhr das Haus verließ, da warf sie sich beim Abschied mit solchem Ungestüm in seine Arme, daß das Vorgefühl nahenden Glücks ihn durchbrauste wie Frühlingssturm.

Als er hinaustrat in die Nacht, zogen spanische Soldaten im Geschwindschritt der leichten Infantrie die Calzada entlang, aber Berthold sah sie, ohne sie zu bemerken: die Gedanken an seine Braut und an die Zukunft erfüllten ihn so mächtig, so völlig, daß in seinem Bewußtsein für nichts anderes Raum war. Minutenlang starrte er auf die vorübermarschierenden Truppen, ohne daß der Vorgang in seinem Geiste irgend einen Gedanken ausgelöst hätte — er wartete ganz mechanisch, bis der Zug vorüber wäre, damit er die Calzada kreuzen könnte. Der Zug war aber sehr lang, und plötzlich kam Berthold zu sich: was hatte denn das zu bedeuten, das war ja das ganze Jägerbataillon der Garnison von Habana? Er wollte sich überzeugen, kehrte um und schlenderte neben den Truppen her bis zur Fähre. Unzweifelhaft, das ganze Bataillon, die Fähre war unaufhörlich im Gange, zugweise wurden die Mannschaften übergesetzt. Auf dieser Seite und jenseits des Flusses brannten an den

Landungsstellen große Gasolinfackeln. Er konnte im Lichtkreis drüben sehen, wie die Truppen sich sofort wieder ordneten und auf der Landstraße weiter marschierten. Merkwürdig, warf der General seinen letzten Mann den insurrectos entgegen? Eigentlich doch sehr gewagt, eine Stadt wie Habana, wenn auch nur kurze Zeit, jetzt dem Schutze der Polizeitruppen und der Freiwilligen zu überlassen.

Als Berthold sich umwandte, um nach Haus zu gehen, stieß er fast an zwei Herren an, von denen ihm jetzt nachträglich dünkte, daß er sie schon vorhin gesehen hätte, gleich als er aus Echegoyens Villa heraus gekommen war. Wie es einem begegnet, daß man in Gedanken versunken an einem Bekannten vorübergeht, ohne ihn zu erkennen, und erst nach einem Dutzend Schritten einem plötzlich einfällt: das war ja der und der, so ging es Berthold. Er sah sich die beiden noch einmal an: merkwürdig, die Gesichter kamen ihm nun überhaupt bekannt vor, er mußte sie in letzter Zeit öfters gesehen haben.

Die Herren folgten ihm — möglichst unauffällig — und als er hinter den letzten vorüberziehenden Truppen die Calzada kreuzte, kreuzten auch sie sie.

„Aha," sagte sich Berthold, „zwei von der unheiligen Brüderschaft der Geheimpolizisten!"

Daß er überwacht wurde, wußte er, es störte ihn aber weiter nicht: in seinem Hause, inmitten

einer Dienerschaft von fünf, sechs Köpfen, in unmittelbarer Nachbarschaft anderer Deutscher, Engländer und Amerikaner konnte man ihn nicht zu Unrecht überfallen. Auch Strolche zu dingen, wäre aussichtslos gewesen: alle diese Häuser sind wohlbewachte, kleine Festungen; durch die Eisengitter, die Rejas, und die schweren Bohlenläden, die während der Nacht im ganzen Erdgeschoß geschlossen wurden, konnte man nicht eindringen, wenn ein halbes Dutzend Revolver oder Winchesterbüchsen vernehmlich davon abrieten. Da war schon eine kleine Belagerung oder das amtliche 'Im Namen des Königs' nötig.

Er ließ sich von Jaime, der seinen Herrn erwartet hatte, noch etwas Brandy und Sodawasser bringen, um bei einer guten Zigarre bis nach Mitternacht die Zeitungen zu lesen; so machte er es immer, wenn er wußte, daß Maria die Flußmündung kreuzen würde; erst gegen eins, wenn er sicher sein konnte, daß alles ruhig verlaufen und sie wieder wohlbehalten in ihren Gemächern wäre, pflegte er sein Lager aufzusuchen.

Ramon und Pancho, der vergnügte Lotteriebillethändler, hatten den Rest der vorigen Nacht und den ganzen Tag im Dunkel ihres Verstecks zugebracht. Sie hatten nach kurzer Beratung es für das Sicherste gehalten, sich garnicht zu bewegen, sondern nur gute Wache zu halten. Selbst wenn, vielleicht von dem in der Fonda hinter ihnen liegenden Posten aus, Streifzüge

in das Gehölz unternommen würden, war die Gefahr, entdeckt zu werden, noch immer sehr gering. Verhielten sie sich ganz ruhig, so war es viel wahrscheinlicher, daß sie unbemerkt blieben, selbst wenn eine der Patrouillen ihnen bis auf wenige Meter nahe käme. Auf ihre Pferde konnten sie sich verlassen wie auf wohldressierte Hunde: die Tiere, die jetzt munter grasten, würden auf ein einziges leises Wort regungslos wie ein Baumstamm, ohne Laut im Dickicht liegen, wenn die Gefahr nahte.

Sie wurden aber nicht auf die Probe gestellt: alles blieb ruhig. Die Sonne ging auf und trank den Nachttau, sie glühte am Mittag senkrecht vom dunkelblauen Himmel herab und ging im Westen zur Rüste, die Sträucher, die Stämme und die Farne in roten Purpur tauchend.

Die Nacht brach herein, plötzlich, wie immer in den Tropen, die Sterne standen am Himmel wie gestern, nichts hatte sich geregt.

Genau wie gestern, kurz nach elf, machten sich die beiden Männer fertig. Wohl ausgeruht, gestärkt durch Speise und Trank, traten sie ihren Gang an.

„Ein hübscher Dienst, Gevatter," sagte Pancho, „dies Botenreiten. Ich wollte fast, ich hätte es so gut wie du und Diego, die überhaupt nichts weiter thun. Man reist zum Vergnügen wie die Engländer."

„Ja, und es ist schade, Panchito, daß ich

dich das nächste Mal nicht wieder mitbekommen werde. Du bist ein ausgezeichneter Kamerad. Aber nun los und Vorsicht, Vorsicht bis zuletzt."

„Ai, Ramon, bin ich ein Knabe?"

Wieder sattelten die beiden ihre Pferde, zäumten sie und banden sie, fertig zum Aufspringen, kurz an passenden Ästen fest. Wieder prüften sie ihre Waffen, und wieder krochen sie lautlos dem Kalkofen zu. Sie erreichten den Waldrand vor dem Häuschen, und wie gestern lag es still und friedlich jenseits der kleinen Blöße im bleichen, matten Licht der Sterne. Nichts rührte sich ringsum, fern drüben von der Chorrera herüber klang hier und da Hundebellen, in der Nähe, im Walde, auf dem Fluß war alles ruhig. Sie huschten hinüber und setzten sich auf die Mauertrümmer im Innern, wie gestern. Die Zeit kam, und wie gestern schlugen die Glocken der Chorrera die zwölfte Stunde. Genau mit dem letzten Schlage flammte drüben im Turm wieder das Wachslichtchen auf, und wie gestern wurde das Zeichen beantwortet. Nach einiger Zeit hörten die beiden das leise Streichen und Rascheln des Röhrichts, als Mariens Boot anlegte; einige kaum vernehmbare Worte, die sie mit Tomas wechselte, tönten herauf — Ramon erhob sich und trat in die Thür, um die Herrin zu erwarten.

Er sah sich um: nichts regte sich, leise flüsterte der Wald, und friedlich schimmerten

aus unendlichen Weiten in ewiger Ruhe die Sterne.

Gleich darauf trat Maria aus dem Dickicht.

„Guten Abend, Ramon.“ Sie reichte dem Diener die Hand, im nächsten Augenblick saß sie schon neben den beiden Männern und begann, ihre Instruktion zu erteilen.

„Alles geht gut, Ramon, die Nachrichten sind schon da, nun aufgepaßt.“

Im Begriff, den neuen Merkspruch herzusagen, hörte sie plötzlich Stimmenwechsel unten am Abhang vom Flußufer, in der nächsten Sekunde fiel ein Revolverschuß, beantwortet von einer knatternden Gewehrsalve. Alle drei sprangen auf. Aber jetzt wurden auch die Wände und der Wald um sie lebendig. Zur Thür und zum Fenster starrten Gewehrläufe herein, oben auf den geborstenen Mauern ritten dunkle Gestalten, die Büchse im Anschlag — ein Kommandowort, und Fackeln flammten auf.

„Flieht durch die Thür,“ rief Maria, „spart eure Kugeln, ich habe genug für sie und mich.“

Hochaufgerichtet stand sie neben dem Mauerstück, auf dem sie gesessen hatte, den Revolver im Anschlag.

Bang — bang — bang: die drei Spanier in der Thür brachen, von ihren Kugeln getroffen, zusammen. Andere wollten an ihre Stelle treten. Bang — bang. Da schmetterte ihr ein Mauerstein die Waffe aus der Hand, und im nächsten

Augenblick sprang ihr der Panther, der hinter ihr auf der Mauer gelegen hatte, in den Nacken, sie im Falle mit zu Boden reißend. Seine herkulischen Arme umschnürten sie wie Drahtseile, die Sinne vergingen ihr: sie sah nur noch, wie Pancho und Ramon über fünf Leichen weg bei der Thür durchbrachen.

Den in wilden Sätzen über die Lichtung Fliehenden pfiffen die Kugeln nach, aber einer der Offiziere rief: „Laßt sie laufen, sie können uns nicht entkommen; das Kesseltreiben beginnt.“ Drüben in der Chorrera fuhr zischend eine Rakete gegen den Nachthimmel, mit einem lauten Knall zerplatzte sie hoch oben und streute einen Regen von roten und gelben Leuchtkugeln aus. Noch waren sie nicht verloschen, da stieg die zweite Rakete auf, der eine dritte folgte. Fast unmittelbar darauf dröhnte von der See her das schwere Schiffsgeschütz der Isabela catolica als Antwort und dumpf rollte der Donner die zitternde Küste entlang. Von der Chorrera herüber, rechts von der Landstraße her und aus weiter Ferne von rückwärts quer durch den Wald tönte Trommelwirbel. Im Lichte ihrer Scheinwerfer landete die Isabela catolica Truppen am Strande und an beiden Flußufern.

Die Barkasse dampfte flußaufwärts nach der Chorrera mit dem schlanken amerikanischen Boot Echegoyens im Schlepptau, in dem sein alter Tomas mit durchschossenem Schädel als Leiche

und, rücksichtslos zu einem unbeweglichen Ballen zusammengeschnürt und mit einem Knebel im Munde, seine Nichte Doña Maria lag. Neben ihr hielt der Panther Wacht. Nur ihm war es zu verdanken, daß dieses Mädchen den Fünfen nicht noch eine ganze Anzahl Tapferer nachgesandt hatte: ein zweiter Revolver, ein voller Patronengürtel und ein uralter Dolch von maurischer Arbeit waren ihr abgenommen worden. Nur dem Panther war es zu verdanken, daß man Doña Maria lebendig gefangen hatte. Don Cristobals Bedingung war glänzend erfüllt, auch die Extragratifikation verdient. Die heilige Jungfrau war dem Braven gnädig gewesen.

In der Chorrera wurde Maria an der Anlegestelle der Fähre wie ein Warenbündel aus dem Boot geschleppt und in einen bereitstehenden, geschlossenen Wagen geworfen. Ein Unteroffizier nahm auf dem Bock neben dem Kutscher Platz, und in wildem Galopp ging es durch die Nacht.

Schon im Boot war Maria wieder zur Besinnung gekommen. Als man sie in den Wagen trug, sah sie zwei andere geschlossene Wagen auf der Calzada halten. Sie wußte, wer ihr folgen sollte und wohin. Carlos Echegoyen und Robert Berthold wurden in derselben Nacht verhaftet.

Am andern Morgen sah keiner von ihnen die Sonne aufgehen: in drei gesonderten, unterirdischen Kerkern des Präsidios lagen sie auf

ihren steingemauerten Pritschen und starrten die Felsenwölbungen an, die ohne jede Lichtöffnung und klafterdick sie von der Welt und aller Teilnahme trennten. Keiner hatte den anderen wiedergesehen.

Im Laufe des nächsten Vormittags wurden auch der Mulatte Ramon und Pancho, sein Begleiter, eingeliefert; auf allen vier Seiten von einem dichten Truppenkordon eingeschlossen, der sich immer mehr zusammenzog, war es ihnen unmöglich gewesen, zu entkommen. Beide hatten mit dem Mute der Verzweiflung gekämpft, beide waren schwer verwundet. Dem Mulatten war der rechte Oberschenkel zerschmettert, Pancho hatte eine Kugel durch die Lungen.

Don Cristobal triumphierte. Er hatte sich diesmal völlig zurückgehalten, teils um nicht unnötig hervorzutreten, namentlich aber, um sich nicht in der Hitze wieder irgend eine Übereilung zu Schulden kommen zu lassen.

Er verfolgte zunächst die Politik, die Gefangene 'mürbe zu machen': sie sah niemand außer einer alten Megäre, der Frau eines der Schließer, derselben, die ihr sofort nach der Ankunft die Kleider abgenommen und ihr dafür ein grobes Hemd, eine graue Leinenkutte ohne Gürtel und Bastschuhe ohne Schnüre gegeben hatte; jedes Mittel, sich durch Selbstmord ihren Peinigern zu entziehen, war ihr genommen. Zweimal des Tages brachte die

Frau ihr Essen: schwarze Bohnen in einem Holznapf mit einem hölzernen Löffel. Marie verweigerte das Essen, aber der Entschluß, sich durch Hunger zu töten, hielt nicht Stand. Als sie sich erst an den furchtbaren Aufenthalt, an die entsetzliche, hilflose Lage, an die undurchdringliche, immerwährende Finsternis gewöhnt hatte, fing sie an, wieder klarer zu denken; sie sagte sich, daß dennoch nicht alle Hoffnung verloren wäre: man konnte ihrem Onkel und ihrem Bräutigam unmöglich etwas nachweisen, mußte man die aber freilassen, so war auch für sie noch Rettung, denn aus jedem Gefängnis kann man fliehen, und sie begriff, daß sie den ihrigen, namentlich aber ihrem Bräutigam schuldig wäre, sich bis zur letzten Möglichkeit zu erhalten.

Am dritten Tage begann sie, die schwarzen Bohnen aus dem Holznapf zu essen, zum großen Vergnügen der Alten, die der 'insurrecta' das gleich prophezeit hatte.

„Der Stolz legt sich," sagte sie, „Euer Gnade ist die erste nicht, mit der Zeit wird Ihnen unser Hotel schon besser gefallen, und wer weiß, wir haben ja auch angenehmere Räume. Seien Sie nur vernünftig, Kindchen: ein Wink des Generals oder seines Adjutanten, und Oberst Delgado läßt Sie verpflegen wie im Telégrafo. Wir haben sehr elegante Staatsgemächer, oben im ersten Stock, mit Aussicht nach dem Meer hinaus, für Gefangene von Rang." —

Draußen hatten die Vorfälle aber ungeheures Aufsehen erregt, und Don Cristobal fand bald, daß er seines völligen Erfolges doch noch nicht so unbedingt sicher wäre. In keinerlei Widersprüche unter einander waren die Gefangenen zu verwickeln, aus keiner ihrer Aussagen hatte man ihnen Fallstricke drehen können. Die Woche war noch nicht zu Ende, da sah man sich gezwungen, Robert Berthold wieder zu entlassen: außer der Thatsache, daß er der Verlobte der insurrecta war, ließ sich durchaus nichts gegen ihn vorbringen, und so war die Verhaftung unmöglich aufrecht zu erhalten. Bald begann auch die amerikanische und europäische Presse den sensationellen Fall in einer Weise zu besprechen, die den Herren klar machte, daß der Prozeß unter der gespannten Aufmerksamkeit der ganzen gesitteten Welt geführt werden würde, und es ließ sich jetzt schon übersehen, daß auch gegen Don Carlos nichts vorgebracht werden könnte, das eine Verurteilung rechtfertigen würde. Vor allem hatte man sich getäuscht, als man annahm, man werde diesmal doch sicher Briefe, Depeschen, Dechiffrierschlüssel bei Echegoyen oder bei dem Deutschen finden. Nichts, nicht das mindeste von dem, kein irgendwie verdächtiges Schriftstück hatte man entdecken können. Als die Spanier in sein Haus stürmten, war Don Carlos ihnen im Vorderhaus entgegengekommen, er war zuerst erregt gewesen, das war aber

angesichts der Umstände doch sehr erklärlich, auch wenn er, wie er behauptete, völlig unschuldig war; auf die Frage, wo seine Nichte wäre, hatte er: „In ihren Gemächern" mit solcher Ruhe entgegnet, daß er den Offizier schier verblüfft hatte, der hier kommandierte. Als man seiner Nichte Abwesenheit entdeckte, war er mit eiserner Konsequenz bei der Behauptung geblieben, daß er keine Ahnung habe, wo sie wäre. Die von Berthold sofort nach seiner Entlassung in Umlauf gesetzte Darstellung fand allgemeinen Glauben: wer konnte es der Tochter übelnehmen, daß sie von ihrem Vater Nachricht zu erhalten wünschte. Die amerikanische, die englische, die europäische Presse sah, mit Ausnahme der Madrider amtlichen Organe, den Fall genau so an. Die Regierung in Madrid behauptete zwar das Vorhandensein einer Verschwörung, aber in Habana liefen doch gleichzeitig Depeschen von Madrid ein, die dringend vor irgendwelchen Formverletzungen im Verfahren warnten und äußerste Vorsicht anempfahlen.

Mit der Wirkung, die seine Behandlung auf Maria hatte, war der Adjutant ebenfalls durchaus nicht zufrieden. Totenblaß, aber mit der Ruhe einer gefangenen Königin, stand sie in ihrer Leinenkutte vor dem Kriegsgericht im Verhör. Sie räumte ohne weiteres ein, daß sie mit den Boten ihres Vaters nicht zum erstenmale zusammengetroffen wäre, damit schlug die erste

Hoffnung fehl. Man hatte erwartet, sie würde frühere Zusammenkünfte ableugnen, während man ihr doch die in der Nacht vorher hätte beweisen können. Sie gab aber diese Zusammenkunft in der Nacht vorher ausdrücklich zu. Die Boten seien auf ihren besonderen Wunsch noch einen Tag in der Nähe geblieben, weil sie der unruhigen Zeitläufte wegen die Erlaubnis ihres Vaters hätte erbitten wollen, sich trotz seiner Abwesenheit mit ihrem Verlobten sogleich zu verheiraten; sie hätte sich erst vorgenommen gehabt, mit Don Roberto darüber zu sprechen, sich aber nicht recht entschließen können und endlich doch vorgezogen, lieber ohne sein Wissen diese Frage an ihren Vater zu richten.

Als ihr der Panther als Zeuge dafür gegenübergestellt wurde, daß sie mündliche Chiffredepeschen empfangen und gegeben habe, war sie geschickt genug, durch Gegenfragen, woher der Mann sie kenne, aus welchem Anlaß er an jenem Abend am Orte der Zusammenkunft gewesen wäre, ob er Soldat im Dienste, ob er zu der Überwachung kommandiert gewesen sei, das Kriegsgericht zu zwingen, Kenntnis davon zu nehmen, daß ein durchaus anrüchiges, dem Henker verfallenes Subjekt ihr gegenüberstünde. Sie leugnete alle Behauptungen des Mannes rund ab, die beweisen sollten, daß andere als einfache Privatmitteilungen ausgetauscht worden wären, und bald konnten die Richter nicht mehr

im Zweifel darüber sein, daß man auch ihr nichts weiter würde beweisen können, als daß sie mit ihrem Vater im Verkehr gestanden habe. Der Verdacht, daß dieser Verkehr politischen Zwecken gedient habe, würde völlig beweislos bleiben. Sie war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden im Kampfe gegen die Truppen seiner Majestät, zweifellos würde das zu einem Todesurteil genügen, wenn sie auch behauptete, sie habe in dem Moment der Erregung durchaus nicht unterschieden, wer die Angreifer gewesen wären. Wie aber dieses Urteil der Welt gegenüber aussehen würde, die alle Nebenumstände kannte, das war eine andere Frage.

XI.

Don Cristobal war nach dem gegen Carlos Echegoyen und die Seinen erfolgreich geführten Streiche bei dem General wieder in vollste Gunst gelangt und thatsächlich allmächtig. Die Folgen der unterbrochenen Verbindung Bengocheas mit Habana waren im Felde deutlich zu spüren gewesen: wenn schon Maximo Gomez und Bengochea, so lange als die Aufständischen die Bresche in der Trocha hielten, sowohl mit einander als auch über Florida mit den Vereinigten Staaten in Verbindung treten konnten, so hatte der kurze Landdienst nach Habana im Anschluß an das direkte Kabel nach New-York doch sehr viel rascher und zuverlässiger gearbeitet, und man war auf den anderen Weg zunächst doch noch nicht gleich eingerichtet gewesen: die Nachrichten, die Juan Bengochea zwei Tage nach der Verhaftung Mariens hätte haben müssen, erreichten ihn mit einer Woche Verspätung durch Vermittlung von Maximo Gomez, nachdem das

New-Yorker Komitee durch Gerting und andere Freunde davon unterrichtet worden war, daß die letzten Depeschen nicht hatten weitergegeben werden können, und daß auch für künftig der bisherige Weg mit einem furchtbaren Schlage völlig ungangbar gemacht worden war. Der General hatte diese Zeit, während Bengochea nicht wissen konnte, was er zu thun hätte, zu einigen gewaltsamen Vorstößen benutzt, die, seine Flanke bedrohend, ihn zu einer nicht unerheblichen Rückwärtsbewegung zwangen.

Das war vom General in dem pomphaften Stile, der seinen Kriegsnachrichten immer eignete, nach Habana und nach dem Mutterlande telegraphiert worden; wieder einmal war der ganzen Welt mit Nachdruck verkündet worden, daß der Aufstand in den letzten Zügen läge.

Trotz alledem war aber der General keineswegs zufrieden, er wußte, daß seine Feinde im Mutterlande an seinem Sturze weiter arbeiteten, und daß nur ein entscheidender Sieg ihn sichern werde. Aber auch der Adjutant war nicht zufrieden: seit drei Wochen lag Maria im Kerker, und noch konnte er sich nicht des geringsten Erfolges rühmen. Außerdem aber hatte, wie er immer deutlicher merkte, ihr ganzes Wesen doch einen starken Eindruck auf die dem Kriegsgericht angehörenden Offiziere gemacht, und das stand ihm mehr und mehr im Wege. Er hatte sich absichtlich nicht ins Kriegsgericht ernennen

lassen, gerade, um es unabhängiger und sich selbst so unbeteiligt als möglich erscheinen zu lassen, jetzt mußte er aber erleben, daß ihm das sehr hinderlich wurde, seine niederträchtigen Ziele zu verfolgen. Als sie dem Gerichte zum zweitenmale vorgeführt worden war, hatte Maria den Vorsitzenden, Don Manuel de Castro war es, gefragt, in welcher Eigenschaft Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego sie ohne Zeugen in ihrem Verließ verhöre. Es stellte sich heraus, daß der Adjutant ihre Zelle mit der Laterne der Schließerin allein betreten hatte, während diese vor der wieder verschlossenen Thür auf dem Gange hatte warten müssen.

Der Oberst Delgado war sehr betreten. Er räumte ein, daß er allerdings dem Adjutanten des Generals die Erlaubnis dazu gegeben habe, die Gefangene zu sehen, Don Cristobal habe den Wunsch gehabt, der Dame, der er gesellschaftlich nahe gestanden habe, zu einem offenen Geständnis zu raten. Die Sache war ihm sehr unangenehm, und er fühlte sich durch den Adjutanten einigermaßen bloßgestellt. Doña Maria scheute sich nicht, die weiteren Fragen des Vorsitzenden sehr deutlich zu beantworten: die Meinung der Richter über den ganzen Fall wurde schwankend, sie begannen zu argwöhnen, daß es sich am Ende wirklich gar nicht um eine politische Angelegenheit, sondern um die Niedertracht eines Abgewiesenen handelte. Wenn es

wahr war, daß schon ihr Vater nur durch die Machenschaften des Adjutanten zur Flucht ins Innere und zum Anschluß an die Insurrektion gezwungen worden war, wurden sie — spanische Offiziere, die auf ihren Namen und ihren Degen hielten — vielleicht gar dazu mißbraucht, ein ebenso heldenhaftes wie schönes Mädchen einem Wüstling in die Arme zu treiben, während sie glaubten, ihrem König und ihrem Lande zu dienen.

Nachdem Maria wieder abgeführt und die Sitzung geschlossen worden war, hatte Don Manuel de Castro mit dem Obersten Delgado eine lange Unterredung unter vier Augen, nach deren Beendigung der Oberst noch lebhafter bedauerte, dem Adjutanten zu Willen gewesen zu sein. Don Manuel hatte ganz recht: sie waren auf dem besten Wege, die Handlanger Don Cristobals zu werden, der doch eigentlich garnichts war und der in dem Augenblick jeglichen Einfluß und jede Bedeutung verlor, wo der General verschwand, und es war recht leicht möglich, daß der Diktator Kubas eines nahen Tages plötzlich abberufen würde. Wenn er sich nur nicht noch weiter mit dem Adjutanten eingelassen, ihm nicht noch ganz andere Unregelmäßigkeiten gegen die beiden verwundeten insurrectos, Ramon und Pancho, nachgesehen hätte. Dumm, zu dumm! Man holte da für einen anderen die Kastanien aus dem Feuer

und riskierte Ruf und Ehre. Er war sonst nicht eben zarten Gewissens, der Herr Oberst, à la guerre comme à la guerre, und Bürgerkriege sind immer am scheußlichsten. In den Karlistenkriegen drüben war es auch so gewesen, man hatte auf beiden Seiten die Gefangenen gefoltert und grausam zu Tode gequält. Ohne etwas Mordbrennerei, Plünderung und Schändung geht es eben nicht ab, und was kam es schließlich auf ein paar hübsche Mädel an, wenn tapfere Krieger zu Tausenden fielen. Aber dennoch, der Kommodore hatte recht, und auch darin hatte er recht, daß dieser Adjutant ganz unverdientermaßen den Ruhm von allem hatte. Was war denn seine ganze Klugheit gewesen? Null. Die Vermutung, daß vom Turm zum Kalkofen vielleicht Zeichen gegeben würden, über die Flußmündung ein Verkehr stattfände, stammte vom General selbst, und wäre er, der Oberst Delgado, nicht auf den Gedanken gekommen, die Bestie, die er in seinem Käfig hielt, zur Verfügung zu stellen, so wäre man dennoch wahrscheinlich nie dahinter gekommen, wie und wo die Zusammenkünfte stattfanden. An dem ganzen Plan und der tadellosen Ausführung hatten wiederum nur der Kommodore und er selber erheblichen Anteil. Das ganze Verdienst Don Cristobals bestand eigentlich darin, daß er die Hände davon gelassen und nichts verdorben hatte.

Wenn er nur ganz offen gegen den Kommo-

dore hätte sein können, aber das ging nicht: was Don Cristobal mit den beiden Verwundeten alles aufgestellt hatte, wußte er garnicht. Aber er nahm sich vor, ein Ende zu machen; das Beste war, die beiden insurrectos wurden überhaupt aus der Welt geschafft: es fehlte noch, daß die etwa auch anfingen, zu schwatzen! Noch war es Zeit: vorläufig waren sie dem Kriegsgericht als noch immer vernehmungsunfähig und in ärztlicher Behandlung befindlich gemeldet.

Doña Maria bekam ein menschliches Gewahrsam, eine andere Schließerin und bessere Kost: außerdem erging Befehl, niemand, absolut niemand zu ihr einzulassen.

Die Erregung in Habana wuchs und zwar nicht nur in den kubanischen, sondern sogar in den spanischen Kreisen. Dabei spielte der Prozeß eine immer größere Rolle in der Presse Amerikas und Europas. In Habana und in den Vereinigten Staaten wurden Hunderttausende von Unterschriften zu einer Bittschrift an die Königin Regentin gesammelt, in der sie beschworen wurde, Gnade walten zu lassen einer Tochter gegenüber, die nur nicht von ihrem Vater hatte lassen wollen, weil er ein Rebell geworden war, die man durch verbrecherisches Gesindel hatte überwachen, belauern und überfallen lassen. Wenn sie auch im Augenblick der Verhaftung die Waffe erhoben habe, so wäre es eines großen Volkes und des Herzens der Königin Regentin doch würdig, Milde

walten zu lassen. Die Aussichten wurden von Tag zu Tag günstiger für die insurrecta.

Da meldete plötzlich die amtliche 'Gazeta de la Habana', daß der Prozeß eine ganz überraschende Wendung genommen hätte. Doña Maria Bengochea sei ganz und garnicht die Heldenjungfrau, für die man sie in der alten und in der neuen Welt ausschreie, sondern eine ganz durchtriebene Kreolendirne. Sie habe, unter anderen, längere Zeit den Adjutanten Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego zu ihren begünstigten Liebhabern gezählt, und der Haß gegen Spanien und die Spanier sei ihr erst dann gekommen, als der Adjutant sich zurückgezogen und ihre Forderung, sie zu heiraten, abgelehnt habe. Daraufhin erst habe sie dem 'Treulosen' und Spanien Rache geschworen.

Die Aussagen der beiden Boten, die sie ohne jeden Zwang, lediglich unter dem Gewissensdruck, auf ihrem Totenbett gemacht hätten, stellten es außer allen Zweifel, daß ein teuflischer Plan bestanden habe, den Offizier in einen Hinterhalt zu locken und feige zu ermorden. Der Mulatte Ramon habe schon früher den postillon d'amour gemacht und habe auch jetzt bei seiner letzten Anwesenheit in der Chorrera im Auftrage der 'Dame' mit Don Cristobal verkehrt, bis er sich endlich zu einer letzten Zusammenkunft in einem einsamen Häuschen, das der Villa Echegoyens gegenüber läge, scheinbar habe bereit finden lassen, um

ihn los zu werden. Die Aussagen dieses Dieners seien umso glaubhafter, als er immer seine Herrin möglichst habe schützen wollen. Er sei bis zuletzt bemüht gewesen, sie zu entlasten und die Sache so darzustellen, als ob es sich lediglich um ihren Wunsch gehandelt habe, das frühere Liebesverhältnis fortzusetzen. Dem widersprächen nun aber die Aussagen des andern Boten, eines gewissen Pancho Herrero, der unumwunden eingeräumt habe, daß sie von Bengochea den Auftrag gehabt hätten, den Adjutanten während einer Unterredung zu ermorden, die dieser mit seiner Tochter haben werde. Auch er sei bemüht gewesen, das gefährliche Weib, das ja auf jedermann einen ganz bedenklichen Einfluß auszuüben imstande gewesen zu sein scheine, möglichst rein zu waschen. Daß diese beiden Aussagen in ihrer gegenseitigen Ergänzung einen bündigen Beweis lieferten, sei ohne Frage. — Der Adjutant Señor Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego sei selbstverständlich nicht zum Stelldichein gegangen, einmal, weil er eine Wiederanknüpfung des früheren Verhältnisses mit einem Mädchen, das politisch dringend verdächtig war, unter allen Umständen habe vermeiden wollen, und sodann auch, weil ihn ein ganz richtiger Instinkt gewarnt habe. — Von einer Anzeige habe er abgesehen. Es sei ihm nämlich genau bekannt gewesen, daß man ihrem hochverräterischen Verkehr mit ihres Vaters Boten bereits auf die Spur gekommen

war und gerade zur selben Zeit auf Grund anderer Anzeichen ihr eine Falle gestellt habe. Nach ihrer Verhaftung habe er aber aus begreiflichen Gründen mit diesen Details zunächst auch noch zurückgehalten. Er habe sie sogar im Gefängnis aufgesucht und ihr das Versprechen gegeben, diese schmachvollste Seite der Sache nicht vor das Gericht und nicht in die Öffentlichkeit zu bringen, wenn sie nur in Bezug auf die politischen Umtriebe das für die Sicherheit des Staats unentbehrliche offene Geständnis ablegen wollte. Alles das sei vielleicht nicht ganz korrekt gewesen, aber aus der Diskretion eines Edelmannes doch genügend zu erklären, der für genossene Gunstbezeugungen bis zuletzt Verschwiegenheit und Dankbarkeit zu schulden glaubt. Das freche Auftreten der Angeklagten habe aber schließlich sein Schweigen unmöglich gemacht, und nachdem einmal die beiden insurrectos gesprochen und den Mordplan eingestanden hätten, habe er nicht länger Anstand genommen, das frühere Verhältnis einzuräumen und ihre Briefe an ihn zu den Akten zu geben. Sie seien nicht sehr zahlreich, die Sprache aber rede recht deutlich: 'Geliebtester, laß mich heute Abend nicht vergeblich warten.' 'Meine Seele, mein Herz, ich erwarte dich bestimmt um neun Uhr u. s. w. u. s. w.' Das sei der gewöhnliche Ton. Die Angeklagte sei auch äußerst bestürzt gewesen, als ihr die Briefe vom Vorsitzenden des Kriegsgerichts mit

der Frage vorgelegt worden wären, ob sie sie geschrieben habe. Sie habe erst unumwunden eingeräumt, jawohl, sie habe sie geschrieben, dann aber, zur Besinnung gekommen, welche Tragweite sie haben könnten, behauptet, an den Adjutanten habe sie nie geschrieben, und wenn er Briefe von ihr vorgelegt habe, so müsse es sich um Fälschungen handeln: um Fälschungen handele es sich aber ganz und garnicht, darüber seien die Sachverständigen, die die Handschrift der beschlagnahmten, von ihr geführten Wirtschaftsbücher mit den Briefen verglichen hätten, vollständig einig.

Zwei Tage, nachdem dieser Artikel erschienen war, fiel der Spruch des Kriegsgerichts: er lautete auf Tod durch die Garotte.

Die Zeitungen schrieben, das Urteil werde vollstreckt werden, sobald sich Ihre Majestät, die Königin Regentin, darüber entschieden haben werde, ob sie von dem der Krone zustehenden Gnadenrecht Gebrauch machen wolle, wie man ihr, unterstützt durch eine verlogene Agitation, nahe zu legen sich namentlich in Europa und Amerika bemüht habe; die amtlichen Blätter ließen aber gleichzeitig durchblicken, es sei ihrer Meinung nach ganz unwahrscheinlich, daß das Ministerium der Krone dazu raten könnte.

Der Eindruck dieser letzten Enthüllungen in Habana war ungeheuer: der Mensch ist schlecht und glaubt Schlechtes schneller als Gutes. Es

war doch undenkbar, daß an dieser Sache nicht mindestens ein großer Teil Wahrheit wäre. Die Stimmung schwankte. Die Briefe existierten doch jedenfalls, wie kam der Adjutant sonst dazu? Man war auf dem besten Wege, Maria Bengochea in der That für die betrogene Geliebte Don Cristobals zu halten. Man war im Begriff, sich auf den Standpunkt zurückzuziehen, daß die Rache der verführten Tochter der Insel, wenn man Klima und Ort, Zeit und Umstände, Rasse und Tradition in Anschlag brächte, begreiflich und Maria Bengochea immerhin noch kein Monstrum wäre, aber man sagte sich doch gleichzeitig, daß unter diesen Verhältnissen an der Vollstreckung des Todesurteils wirklich nicht zu zweifeln wäre, und daß man es vom Standpunkt der spanischen Staatsraison auch verstehen könnte, wenn auf den romantischen Untergrund der Geschichte keine Rücksicht genommen würde. Der Anschlag auf das Leben eines spanischen Offiziers konnte einem so rabiaten Frauenzimmer, die bei ihrer Verhaftung fünf Soldaten über den Haufen geschossen hatte, unmöglich verziehen werden.

Die Regierungsblätter konstruierten dem Kriegsgericht noch einen besonderen Vertrauenstitel und den Beweis tadelloseſter Unparteilichkeit daraus, daß es Don Carlos Echegoyen, den Onkel der Verurteilten, der doch ohne alle Frage stark kompromittiert erscheine, dennoch freigesprochen habe, weil der bündige Beweis für

seine Mitwissenschaft nicht habe erbracht werden können.

Carlos Echegoyen saß einsam in seinem Hause. Die alte Teresa war in den Wochen der Untersuchung, gramgebeugt über den Tod ihres alten Tomas und im Innersten erschüttert durch das Unglück des Hauses, einem Gehirnfieber erlegen. Das Haar des Herrn war weiß geworden in den Kellern des Präsidios, sein hageres, scharfes Gesicht, mit den in tiefen Höhlen glühenden Augen, war so furchtbar in seiner Starre, daß die Diener fröstelten, während die Tropensonne im Mittag stand, wenn sie ihm begegneten. Carlos Echegoyen und Robert Berthold waren gemieden, wie es das Unglück immer ist. Nur einer kam zu ihnen beiden, wie er zu Berthold gekommen war, seit dieser sich wieder auf freiem Fuße befand: Pedro Gerting. Er war der erste gewesen, der Robert wieder zu einiger Fassung verholfen hatte, als ihn die amtlichen Zeitungsartikel, die von dem Verhältnis seiner Braut zu Don Cristobal als von etwas Bewiesenem, die von Briefen, die sie an den Adjutanten geschrieben habe, in einem Tone sprachen, als ob es sich um Dokumente handle, die jedermann jeden Augenblick selber einsehen könnte, fast zerschmettert und an den Rand des Wahnsinns gebracht hatten.

Gerting mit seiner Ruhe hatte zuerst die Lösung gefunden:

„Die Briefe stammen von der Haussuchung her, die man bei Ihnen hier gehalten hat. An Sie selbst waren die Briefe Mariens gerichtet. Das Scheusal hat sie damals zurückbehalten für alle Fälle."

Gerting hatte sofort im Auftrage seines Freundes den Adjutanten auf Pistolen gefordert. Berthold selbst war auf die Redaktion der Gazeta gestürzt und hatte verlangt, daß seine Erklärung bekannt gegeben würde: beide waren hohnlachend abgewiesen worden. Der Adjutant hatte Gerting gesagt, wegen einer rechtskräftig zum Tode Verurteilten, wegen einer aktenkundigen Dirne schlage man sich bekanntlich nicht. Er habe ja das Mädchen so lange als möglich geschont, und sie thäte ihm auch jetzt noch leid, aber Don Roberto sei doch geradezu absurd, wenn er, wie die Dinge lägen, für diese Dame auf die Mensur treten wolle. Für ihn sei der ja gewiß sehr traurige und unangenehme Vorfall mit dem Urteil völlig erledigt.

Auf der Redaktion der Gazeta hatte man Berthold erklärt, die Achtung vor dem Urteilsspruch mache es völlig unmöglich, diese vagen Behauptungen des deutschen Herrn irgendwie zu berücksichtigen oder ihm gar ihre Spalten zu öffnen, damit er einen angesehenen Offizier beweislos beschimpfe. Sie, die Redaktion, würde nie und nimmer zu bewegen sein, an der Heiligkeit einer res judicata zu rütteln auf die phan-

taſtiſchen Einwände eines in ja begreiflicher Erregung handelnden Liebhabers hin, der abſolut nicht der Betrogene ſein wolle.

Gerting hatte Beſprechungen mit allen Leuten von Einfluß namentlich der deutſchen, aber auch der engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Kolonie. Die Stimmung wurde wieder günſtiger für Doña Maria. Man war ſehr geneigt, Gerting und Berthold vollen Glauben beizumeſſen, aber man ſah doch keinen Weg, wie man in der Sache etwas thun könnte.

Die allgemeine Teilnahme für die zum Tode Verurteilte wuchs aber wieder von Tag zu Tag. Man wußte nicht, woher ſie kamen, aber Gerüchte tauchten auf von ſcheußlichen Foltern, durch die man den beiden ſchwer Verwundeten, Ramon und Pancho, im Paroxismus des Wundfiebers dieſe ſogenannten Geſtändniſſe entriſſen habe, ihre Verhöre hätten einzeln und garnicht vor dem Kriegsgericht ſelbſt ſtattgefunden. Mitten in der Nacht, in Gegenwart nicht einmal des Arztes, ſondern nur der Wärter und dieſes Don Criſtobal ſeien ſie auf 'ihren Wunſch' vernommen worden. In derſelben Nacht ſeien ſie geſtorben, nachdem ſie kaum leſerlich das Protokoll gezeichnet hätten. Vielleicht ſeien ſie ihren Wunden und den Qualen erlegen, vielleicht habe auch ein zuverläſſiger Wärter mit einigen Schlägen des Sandſacks auf den Bruſtkaſten in der bekannten furchtbaren Weiſe nachgeholfen,

die keine äußeren Spuren zurückläßt, durch die schwere Erschütterung der inneren Organe aber sicher den Tod herbeiführt. Dem Kriegsgericht hätten nur die Protokolle vorgelegen, durch die sei es zu dem Urteil natürlich gezwungen gewesen, nachdem auch Don Cristobal noch die Briefe vorgelegt hätte. Die Briefe aber könnten sehr gut an Roberto Berthold gerichtet gewesen sein. Wenn man annähme, daß sie von einer Braut herrührten, die ihren Verlobten in das Haus ihres Onkel einladet, erkläre sich ihr Inhalt durchaus unverfänglich, aber natürlich, wer wolle dem Adjutanten beweisen, daß er sie gestohlen habe?

Kurz, es wurde nach und nach über die Sache soviel gesprochen, daß es klar wurde, von den beteiligten Offizieren selbst hätten einige nicht ganz reinen Mund gehalten. Man wollte schließlich sogar wissen, daß der Vorsitzende, der Kommodore Don Manuel de Castro, einen eigenhändigen Brief an die Königin Regentin in der Sache geschrieben und ihr die Begnadigung des Mädchens empfohlen habe.

Man erzählte auch, daß die Stellung des Generals außerordentlich erschüttert wäre, man glaube zu Hause nicht mehr an sein Rezept, den Aufstand im Blut zu ersticken, die Insel mit Feuer und Schwert zu beruhigen. Die Partei im Mutterlande solle nach und nach an Boden gewinnen, die darauf aufmerksam machte,

daß es für Spanien viel vernünftiger wäre, sich mit den Kubanern, die doch Blut von ihrem Blut wären, über die Selbstverwaltung der Insel zu einigen, als sie den Yankees, der Rasse in die Arme zu treiben, die dem romanischen Element überall in Amerika auf Tod und Leben gegenüberstehe.

Man sprach sogar von Verhandlungen, die mit Bengochea und Maximo Gomez ohne Wissen des Generals schon angeknüpft wären und die vielleicht garnicht aussichtslos seien, da auch den Führern der Insurrektion nach und nach klar geworden sein müsse, daß die Vereinigten Staaten nur für ein paar Großmonopolisten arbeiteten, die im Interesse ihres privaten Geldsacks die Hand auf Kuba legen wollten.

XII.

Der General war seit acht Tagen nach Habana zurückgekehrt. Er konnte mit den erreichten Erfolgen zufrieden sein: Juan Bengochea war bis auf wenige Meilen vor der Trocha wieder zurückgedrängt. Ihn aus den sehr festen Stellungen, in die er sich zurückgezogen hatte, zu vertreiben, war vorläufig unmöglich. Das war eine Sache, die wieder Leute kostete. Die zuletzt bewilligten Verstärkungen aus dem Mutterlande mußten abgewartet werden. Des Generals Anwesenheit in Habana war zunächst wichtiger.

Er argwöhnte, daß selbst unter den höheren Offizieren, die unter ihm auf der Insel dienten, solche wären, die seine Abberufung recht gern sehen würden, die vielleicht sogar daraufhinarbeiteten.

Der General war mißtrauisch geworden: eine finstere Wolke lag seit seinem Eintreffen über der Stadt. Schon immer schroff und

gewaltsam, entwickelte er jetzt eine nervöse Brutalität, die völlig unberechenbar war. Selbst seine Offiziere, hohe Beamte wichen ihm scheu aus, wo sie nur konnten; das aber entging ihm natürlich nicht und reizte ihn nur noch mehr. Er fühlte deutlich den Boden unter sich schwanken und wußte, daß die anderen auf seinen Sturz warteten. Nicht bloß Kuba und die Rebellen würden aufatmen, würden seinen Fall als Befreiung empfinden.

Am meisten aber verbitterte es ihn, daß sein Programm, sein ganzes System, sein Feldzugsplan ihm selbst immer undurchführbarer zu werden schien: wenn es mit neuen ungeheuren Opfern an Menschenleben gelang, Bengochea wieder hinter die Trocha zurückzuwerfen und den Riegel wie früher vorzuschieben, dann war man gerade so weit, wie man vor Jahr und Tag gewesen war. Ja, wenn die Flucht Bengocheas, wenn der Durchbruch der Trocha, die großen Erfolge nicht im kritischen Augenblick dazwischen gekommen wären, dann läge der Aufstand jetzt am Boden. Nun aber war wieder das Ende nicht abzusehen, und schuld daran war das Gesindel da von der Chorrera. Daß er ihnen nicht ans Blut konnte!

Der Einzige, der sein ganzes Vertrauen hatte, dem er sein Herz ausschüttete, mit dem er alles besprach, war Don Cristobal. —

In seinem Dienstzimmer in der Kommandantur

der Chorrera lief der General in voller Uniform wild auf und ab, in abgerissenen Sätzen sich mit dem Adjutanten unterhaltend, der, steif am Tisch stehend, ihm verschiedene Einzelheiten über die Verhaftung Echegoyens, Bertholds und Mariens, über ihren Prozeß, über die Wiederentlassung, erst Bertholds, dann Echegoyens und über die Aussichten mitgeteilt hatte, die nach der Meinung des Kriegsgerichts die Verurteilte trotz des Todesurteils noch hatte.

„Es ist nicht zu glauben," knirschte der General, „ekelhafte Bande. Da drüben in seiner Villa sitzen die beiden Halunken jetzt den ganzen Tag zusammen. Der Deutsche telegraphiert täglich meterlange Depeschen nach New-York und unternimmt dabei im Geschäft garnichts Neues. Er zieht Forderungen ein, versilbert seine Warenlager und kauft Wechsel auf New-York und London. Neulich hat er den drei ältesten Herren seines Bureaus Kollektivprokura gegeben. Er will fliehen, aber sicher nicht, ohne vorher noch irgend eine Teufelei zu versuchen. Dieser Gerting ist im Komplott und ein Dutzend anderer von den Fremden ebenso, und dabei muß man darauf warten, ob die Herren in Madrid nach reiflicher Überlegung einverstanden sein werden, daß das Weibsbild garottiert wird. Warum mußte man die Herrschaften zu Hause überhaupt in diese Verlegenheit bringen? Das Urteil sprechen und ausführen mußte eins sein:

nachträglich hätte man es mir schon geglaubt, glauben müssen, daß ich des Schreckens, wie die Dinge hier lagen, bedurfte."

„Mehrere Herren des Kriegsgerichts," antwortete Don Cristobal, „scheinen wirklich erhebliche Sympathien für Doña Marie zu haben. Selbst Oberst Delgado redet mir auffällig viel von seiner Verantwortlichkeit. Ich wollte wissen, in welchem Raum die insurrecta jetzt in Haft gehalten wird, und er antwortete mir, ich möchte ihn nur sorgen lassen, sie sei gut aufgehoben, und nur er selbst wäre für sie verantwortlich."

„Undankbare Halunken," brauste der General auf. „Der Kommodore de Castro beginnt auch, den Schulmeister zu spielen. Sehen denn die Dummköpfe nicht, daß diese Gefangene, so lange sie lebt, wie eine Lunte am Pulverfaß ist? Glauben sie denn, daß ihr Bräutigam und ihr Onkel, ihr Vater und alle Freunde nicht Kopf und Kragen und ihr Geld dazu dran setzen werden, sie zu befreien? Für Geld kann man überall, namentlich aber in den Vereinigten Staaten, den Teufel tanzen lassen."

„Nun," meinte Don Cristobal, „sie haben höchstens vierzehn Tage. Nachdem Sie, Herr General, ausdrücklich erklärt haben, daß die Bestätigung des Todesurteils im Interesse Ihrer Mission unbedingt nötig ist, wird man sie Ihnen nicht verweigern können."

„Wenn man nicht . . ." begann der General

wild, brach aber ab und fuhr dann fort: „Ärgern wir uns nicht unnötig an der Geschichte. Wie man sie aus dem Präsidio herauskriegen will, ist mir auch nicht klar, und wenn man sie heraus hätte, wäre sie noch nicht eingeschifft. Wir wollen übrigens dem Obersten Delgado etwas auf die Finger sehen. Halten Sie Sich an das, was ich Ihnen neulich schon vorgeschrieben habe: genaueste Überwachung, namentlich auch des Hafens und der abgehenden Schiffe. Sie haben offene Vollmacht, und die Leute, die Sie brauchen, stehen Ihnen unbedingt zur Verfügung. Sie haben persönliches Interesse daran, die Schöne auf dem Stuhl mit der geraden Lehne zu sehen, also halten Sie die Augen offen."

Don Cristobal hielt die Augen offen. Von fast allem anderen Dienst dispensiert, leitete er wieder die Überwachung Echegoyens, Bertholds und Gertings, diesmal aber auch des Hafens und des Gefängnisses mit jener unermüdlichen, nie ermattenden Energie, die man an eine sympathische Sache setzt. Don Cristobal Gutierrez de Orozco y Samaniego war eben, des alten Namens ungeachtet, nicht hervorragend edel veranlagt, vielmehr zum Schuft und Polizeispitzel geboren.

Eines Abends wollte er beim Obersten Delgado im Präsidio vorsprechen, und als er von der Chorrera ankam, bemerkte er, daß die Flaggensignale des Morro einen Dampfer unter amerikanischer Flagge in Sicht meldeten.

Die Sonne stand schon tief und warf den Schatten des Morro meilenlang auf das blaurot glühende Meer.

Er gab den beabsichtigten Besuch auf und eilte sofort nach dem Polizeibureau an der Muelle. „Was kann das für ein Dampfer sein?“ fragte er den Chef der Hafenpolizei.

„Wir haben keine Ahnung, Don Cristobal,“ antwortete der, „von den regelmäßigen Linien ist keiner fällig. Wohl ein Frachtdampfer, wir werden ja sehen, er muß gleich hier sein.“

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne benutzend, dampfte der Amerikaner unter den Kanonen des Hafenforts in die Boca von Habana ein. Es war aber kein Frachtdampfer, sondern augenscheinlich ein Luxusrenner allerersten Ranges: während das schlanke, messerscharf gebaute, weiße Schiff mit den leicht nach hinten geneigten eleganten Stahlmasten langsam nach dem ihm angewiesenen Ankerplatz zog, war die Nacht hereingebrochen, und mit einem Schlage leuchtete der Dampfer plötzlich auf in einer solchen Fülle elektrischen Lichtes, daß er auf dem Wasser dahinglitt wie ein Feenpalast aus dem Zauberland.

Es dauerte nicht lange, da kamen die diensthuenden Offizianten mit den Schiffspapieren an Land: Bonny Kate war es, in Boston heimatsberechtigt, Besitzer und Kapitän Mister Paul Erich Reuter. Der Chef erinnerte sich des Namens. „Paul Erich Reuter, das ist ja der

Deutsche, der vor zwölf Jahren die Amerikanerin hier geheiratet hat. Miß Arlington hieß sie, glaube ich, man hatte ihren Bruder im Parquecito halb tot geschlagen, weil er blauweiß trug."

„Arlington — Arlington — — den Namen habe ich gehört — das ist ja doch der Obergauner von dem amerikanischen Zuckerring."

„Wohl möglich", meinte der Offiziant, „dann ist Herr Reuter also der Schwiegersohn des Zuckerkönigs. Sehr wahrscheinlich sogar: die Dampfjacht drüben ist ein Möbel, das einige Millionen gekostet hat."

„Die Sache ist stark verdächtig, ich werde nach New-York an unseren Gesandten telegraphieren und hier die alten Akten nachsehen lassen, ob sich etwas über diesen Reuter findet. Inzwischen lassen Sie die Jacht sorgfältigst überwachen. Vor morgen mittag darf niemand an Land. Wir sprechen dann weiter."

Am anderen Tage waren der General und Don Cristobal auf das genauste unterrichtet: Paul Erich Reuter war in der That der Schwiegersohn des alten Arlington, also einer der reichsten Leute der Vereinigten Staaten. Bonny Kate, nach seiner Gattin genannt, galt, wie der spanische Gesandte telegraphiert hatte, für die schnellste Dampfjacht der Vereinigten Staaten. Und das bedeutete etwas: man kannte ja die Fahrzeuge, mit denen diese modernen Herren

der Welt ihre Wettfahrten unternehmen. Mit völliger Nichtachtung des Kostenpunktes gebaut und auch gefahren, erreichen sie unglaubliche Geschwindigkeiten. Die fortgeschrittensten Marinen der Welt können ihnen kein Dienstschiff entgegenstellen, das in Bezug auf Schnelligkeit sich auch nur entfernt mit ihnen zu messen imstande wäre. Daß Mister Reuter auf diesem seinem Fahrzeug einen Ausflug nach Westindien machte, war jetzt, wo man vor der kälteren Jahreszeit stand, an und für sich nicht auffällig, bei ihm war es noch dazu durch die besonderen Interessen, die seine Familie am Zucker hatte, erst recht einleuchtend, dennoch waren aber der General und der Adjutant völlig einig in der Überzeugung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Reuter mit seinem Schiffe etwas im Schilde führe. Denn aus den alten Polizeiakten hatte sich ergeben, daß Reuter, als er vor einem Dutzend Jahren in recht romantischer Weise die Bekanntschaft seiner jetzigen Frau gemacht hatte, in der Firma angestellt gewesen war, die jetzt Robert Berthold gehörte, und daß dieser selbst damals schon Prokurist des Hauses gewesen war: die beiden waren, wenn nicht Freunde, so doch ganz sicher gute Bekannte.

Reuter genierte sich auch garnicht: am Abend nach der Ankunft, nachdem alle gesetzlichen Formalitäten erledigt, alle Papiere in Ordnung befunden worden waren und die Erlaubnis des Verkehrs mit dem Lande hatte gegeben werden

müssen, schoß die aus Mahagoni gebaute, achtriemige Gig der 'Bonny Kate' über die Bahia nach der Hauptlandungsbrücke. Die acht Mann, in weißen Flanell ohne jedes Abzeichen gekleidet, ruderten einen Stil, der jeder erstklassigen Mannschaft auch des berühmtesten Sportklubs alle Ehre gemacht haben würde. Mister Reuter saß selbst am Steuer, die Bank war mit purpurseidenen Kissen belegt und die fingerstarken Rudertaue waren aus gelber Seide. Diese kleine Höflichkeit, die spanischen Farben, wenn auch nur nebenbei zu zeigen, verschaffte dem Boote die Sympathie der spanischen Soldaten, Matrosen und Polizeibeamten, auf die das Boot in seiner üppigen Ausstattung, in seiner unglaublichen Eleganz und Sauberkeit, in der noch nie gesehenen Art, wie es gerudert wurde, schon mächtigen Eindruck gemacht hatte. An der Landungsbrücke wartete Herrn Bertholds Equipage auf ihn — ein Beweis, daß er erwartet worden war — und brachte ihn nach der Chorrera, wo er bei seinem Freunde zu Mittag aß. Nach dem Diner besuchten beide Herren Don Carlos Echegoyen, und erst am nächsten Tage machte Herr Reuter eine Reihe von anderen Besuchen bei den Spitzen der internationalen und der spanischen Finanz, bei den diplomatischen Vertretern der fremden Mächte und den höchsten Verwaltungs- und Militärpersonen Spaniens. Auch bei dem General selbst gab er Empfehlungsbriefe ab, in

denen der spanische Gesandte ihn in den höflichsten Ausdrücken dem wohlwollenden Entgegenkommen der spanischen Zivil- und Militärbehörden empfahl. Er sagte dem General lächelnd die größten Schmeicheleien und die unverschämtesten und beunruhigendsten Nachrichten ins Gesicht. Er sei gekommen, um sich auf Kuba einmal umzusehen, gelegentlich einer längeren Vergnügungstour, die er während des Winters in den Tropengewässern mache, es scheine ja, daß Exzellenz nun endlich mit dem Aufstand fertig würde, und sie hätten, wie Exzellenz ja wohl bekannt wäre, ganz erhebliches Interesse bereits auf der Insel, die früheren Bengocheaschen Güter seien von seiner Familie aufgekauft, und auch der Besitz der Echegoyens werde an sie übergehen.

„Der Echegoyens?" fuhr der General auf, „darf ich fragen, wann das Geschäft gemacht ist?"

„Aber gewiß," antwortete Reuter, „vor Jahr und Tag, viel früher als wir durch die Vermittlung des Herrn Gerting den Bengocheaschen Besitz kauften, haben wir Herrn Carlos Echegoyen sehr große Summen zur Verfügung gestellt, die er, wenn ich mich recht erinnere, zu Gunsten seiner Nichte in der englischen Bank hinterlegt hat. Wir haben uns damals die Besitzungen als Sicherheit verschreiben und das Recht einräumen lassen, zu einem schon damals bestimmten Preise die Pflanzungen zu erwerben, wenn uns das innerhalb einer gewissen Reihe von Jahren

wünschenswert erscheinen sollte. Wir haben diese Option nunmehr ausgeübt, weil wir eben glauben, daß nach der Wiederberuhigung der Insel sich ein freier und sehr umfangreicher Verkehr mit den Vereinigten Staaten entwickeln wird."

„Wissen Sie, Mister Reuter, daß dieser Carlos Echegoyen sehr verdächtig und seine Nichte inzwischen wegen Hochverrats zum Tode verurteilt ist?"

„Gewiß, Exzellenz, wir haben in den Staaten sogar sehr viel davon gehört. Bei meiner Abreise war man aber allgemein der Meinung, daß die Begnadigung der jungen Dame unzweifelhaft wäre. Wie ich höre, ist ja ihr Onkel inzwischen auch schon aus der Haft entlassen worden. Das sind ja alles Sachen ohne Konsequenz, sobald einmal der Bürgerkrieg beendet sein wird. Mein Freund Berthold hat ja auch für verdächtig gegolten. Nach dem Friedensschluß kann eine Generalamnestie doch nicht ausbleiben, und dann sind diese Dinge ja rasch vergessen."

In diesem Tone hatte sich der Herr erlaubt mit ihm, dem General, zu reden. Er hatte sich nur mühsam beherrscht. An demselben Nachmittag hatte er noch an das Ministerium nach Madrid telegraphiert und dringend die telegraphische Autorisation zur Vollziehung des Todesurteils an Maria Bengochea erbeten. Er hatte auf amerikanische Umtriebe, die mit großen Mitteln

ins Werk gesetzt zu werden schienen, hingewiesen und betont, daß er schwere Gefahr in der Verzögerung der Exekution erblicke. Inzwischen war er vollständig überzeugt, daß die Bonny Kate nur zu dem Zweck nach Habana gekommen wäre, Echegoyen, Berthold, und wenn irgend möglich, Maria Bengochea in Sicherheit zu bringen.

Die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln wurden im geheimen getroffen, daß keine Maus und kein Vogel unbemerkt an Bord von Reuters Schiff gelangen könnte.

Don Cristobal hatte den General angesteckt sozusagen, begünstigt durch die Umstände hatte ihn der Fall Maria Bengochea hypnotisiert. In überreizter Stärke richtete sich sein Geist darauf, hier seinen Willen durchzusetzen. Der brennende Ehrgeiz, mit der Insurrektion fertig zu werden, trotz allem noch einen endgiltigen Sieg zu erzwingen, die Insel wieder dauernd an Spanien zu fesseln und daraufhin als der Mann, der im Mutterlande alles gelten würde, nach Hause zurückzukehren, schien ihm davon abhängig, daß zunächst nicht etwa diese Rebellin über ihn triumphiere oder ihm auch nur entginge.

Mister Reuter bewegte sich übrigens nicht viel in Habana. Außer mit Echegoyen und seinem Freunde Berthold verkehrte er nur noch mit einigen und zwar den allerersten, angesehensten Persönlichkeiten der Stadt. Am dritten Tage

machte er bereits Seiner Exzellenz den Abschiedsbesuch und teilte mit, daß er am nächsten Tage Habana wieder verlassen werde.

„Ihr Freund, Herr Berthold, wird Sie begleiten, vermutlich?“ fragte der General lauernd.

„Leider nicht,“ antwortete Mister Reuter ganz unbefangen. „Ich hatte offen gestanden darauf gehofft, er hat aber keine Zeit. Er glaubt, wie ich, an eine baldige Ordnung der kubanischen Verhältnisse und will auf dem Posten sein. Es läßt sich wenig dazu sagen, nun, wir bleiben ja in Verbindung, er wird mich im nächsten Jahre in den Staaten besuchen.“

Der General hätte am liebsten diesem unbefangen lächelnden Kerl ins Gesicht geschlagen, aber, er wußte genau, daß der amerikanische Zuckerring heutzutage eine größere materielle Macht bedeutet, als Seiner katholischen Majestät, dem König Kind von Spanien zur Verfügung steht. Er beherrschte sich gewaltsam, und der Abschied der beiden Herren vollzog sich in den höflichsten Formen.

Nicht das Mindeste war im Verkehr der Bonny Kate mit dem Lande bemerkt worden, das Verdacht hätte erregen können, trotzdem sollten Robert Berthold und Carlos Echegoyen bis zur Abfahrt des Dampfers auf das peinlichste beobachtet und der Dampfer selbst vor seiner Abfahrt in einer Weise durchsucht werden, als ob man eine gestohlene Stecknadel finden müsse.

Diese Durchsuchung sollte Don Cristobal persönlich leiten.

Am Nachmittag um sechs, eben vor Eintritt der Dunkelheit, wollte die Bonny Kate absegeln, um fünf Uhr würde Don Cristobal mit den Beamten an Bord gehen, die die Schiffspapiere zu überbringen und den Dampfer bis zum Morro zu begleiten hatten. Sollten also etwa Berthold oder Echegoyen sich an Bord der Jacht begeben, um von ihrem Geschäftsfreunde Abschied zu nehmen, so würden sie spätestens mit den Beamten den Dampfer wieder verlassen und nach Habana zurückkehren müssen.

XIII.

Im grauen Geröll der Punta, im spärlichen Schatten eines Felsblocks, hockten zwei Bettler.

Die Glocken der Kathedrale hatten schon die fünfte Stunde verkündet, aber die während des ganzen Tropentages aufgespeicherte Hitze schien jetzt erst recht von dem glühenden Staub und Fels auszustrahlen.

„Infamer Dienst, Gevatter," sagte der eine zum andern, „hier auf diesem Steinteller den ganzen Tag in der Sonne zu braten."

„Ja, Mann, es ist scheußlich," antwortete sein Gefährte. „Und so langweilig!"

„Wahrhaftig langweilig," bestätigte der erste stöhnend, „rein garnichts geht vor. — Doch, da kommt wieder ein Rudel Offiziere."

„Offiziere," rief der andere, „der Entdeckung wegen, daß die Herren Kameraden sich heute abend wieder einmal vom Obersten Delgado ihr Geld im Spiel abnehmen lassen, hätten wir wohl nicht den ganzen Tag über hier zu liegen

brauchen. Denn weiter ist es ja doch nichts. Geh mal nüber, bettle dem Posten ein paar Zigaretten ab und erkundige dich, was beim Kommandanten los ist heut abend."

Der Zurückbleibende sah seinem Genossen nach, wie er sich an den Posten machte und ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

Während die beiden sich noch unterhielten, tauchte im Dunkel des Thorwegs, in den er von seinem Platz aus gerade hinein sehen konnte, eine Gestalt auf, trat gleich darauf in den grellen Sonnenschein und verließ das Präsidio. Nur eine Sekunde lang beobachtete der Spion mit einiger Spannung: es war auch nichts, einer der Offiziere, die eben hineingegangen waren, kam zurück, der Posten rührte sich garnicht, als er grüßend an ihm vorbeiging, und der verkappte Bettler drehte sich nur ganz flüchtig nach ihm um. Der Offizier — es schien ein blutjunges Kerlchen zu sein — strebte drüben schon schnellen Schrittes über den Platz. Er ging auf das Casino español zu. Vermutlich hatte er etwas vergessen, oder sollte noch ein paar Kameraden laden.

Der andere kam zurück.

„Natürlich, Gevatter," sagte er, „eine kleine Herrengesellschaft beim Kommandanten."

„Wer war der Offizier, der wieder wegging, kanntest du ihn?"

„Nein, ich habe ihn mir aber auch nicht

angesehen, es schien ein junger Kerl zu sein, wohl mit den letzten Verstärkungen herübergekommen."

„Ja, ja, wahrscheinlich. Er ging nach dem Parquecito zu, vermutlich nach dem Kasino."

„Was machts," meinte der andere, nachdem er sich eine neue Zigarette an der alten angebrannt hatte, „der interessiert Don Cristobal doch nicht."

Pedro Gerting und der junge Herr König, die nach dem deutschen Klub wollten, überschritten eben den Platz vor dem Casino español, da sauste aus der Calle obispo ein eleganter offener Wagen mit zwei Herren heran. Ein spanischer Offizier, der durch den Parquecito geschlendert kam und augenscheinlich ins Casino español hatte gehen wollen, grüßte in den Wagen hinein. Die Herren dankten mit winkender Hand sehr freundlich und ließen den Wagen halten. Der Offizier trat an den Schlag und stieg ein. Er nahm auf dem Rücksitz Platz, und der Wagen jagte im schärfsten Trab weiter, in einer weiten Kurve nach rechts unter den Fenstern des deutschen Klubs hinweg in die Straße einbiegend, die weiter unten die nach der Chorrera führende Calzada schneidet.

„Nanu, Herr Gerting, das waren doch Carlos Echegoyen und Robert Berthold."

„Jawohl, Herr König, sie haben uns nicht bemerkt," antwortete Gerting, der ganz ruhig seine Uhr gezogen hatte.

„Die beiden und solche Intimität mit einem spanischen Offizier, es geschehen Zeichen und Wunder."

„Was wollen Sie, vielleicht hat Mister Reuter eine Bekanntschaft vermittelt. Im übrigen, was gehts uns an, gehen wir ruhig in den Klub und machen wir unsere Partie."

Er wandte sich bei diesen Worten aber nach der Calle obispo zurück, als wolle er sich überzeugen, daß niemand dem Wagen folgte, der da eben an ihnen vorübergesaust und inzwischen längst verschwunden war.

Im deutschen Klub angekommen, fühlte Herr Gerting das Bedürfnis, noch etwas frische Luft auf dem Balkon zu schöpfen. Erst als das Dunkel ganz hereinbrach, kam es zum Billardspiel. Francisco König gewann die erste und auch die zweite, die Revanchepartie. Herr Gerting pflegte sonst besser zu spielen.

Um dieselbe Zeit, so gegen acht Uhr abends, stand Don Cristobal dem General in dessen Dienstzimmern im Regierungspalast an der Plaza de armas gegenüber.

„Also nichts?" fragte er den Adjutanten.

„Garnichts, Exzellenz."

„Nun, und die beiden, Carlos Echegoyen und der Deutsche?"

„Kamen kurz vor fünf Uhr mit Mister Reuter angefahren, verabschiedeten sich aber schon an der Landungsbrücke von ihm, gingen garnicht mit an

Bord, sondern fuhren in demselben Wagen gleich wieder nach Hause."

„Merkwürdig! Unverständlich, unverständlich! Und an Bord nichts gefunden, garnichts?"

„Nicht das Mindeste, Exzellenz. Die lächelnde Bereitwilligkeit Mister Reuters, mir alles zu zeigen, war zum Wahnsinnigwerden."

„Ich bin fest überzeugt, wir sind doch die Betrogenen. Vom Präsidio ist nichts Verdächtiges gemeldet?"

„Nichts, ich war bis sieben Uhr im Hafenbureau."

Der General begann in dem großen Raum schnellen Schrittes auf und ab zu gehen. Die Hand auf den Rücken gelegt, die Augen unter den gerunzelten Brauen starr auf die Marmormosaik des Fußbodens geheftet, dachte er einige Augenblicke nach. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Eines Freundschaftsbesuches oder der paar Informationen wegen, die sich der Zuckerlümmel hier hat holen können, ist das Rennschiff nicht nach Habana gekommen, der Meinung sind Sie doch auch. Was wollen also die Leute? Die insurrecta befreien, zweifellos. Was können sie thun? Sich in der Nähe der Küste halten und in der Nacht ein Boot unter die Mauern des Präsidios schicken, in dem der allmächtige Dollar sich eingenistet hat, ihnen zu helfen. Wir aber sollen heute nacht beruhigt schlafen, da Mister

Reuter abgereist ist und wir sicher wissen, daß er niemand mitgenommen hat. — Das dünkt mich durchsichtig, so oder ungefähr so ist der Plan. Die Herrschaften sollen sich irren. — Hier" — der General setzte sich an seinen Schreibtisch und warf einen Befehl aufs Papier — „die Ordonnanz ist im Vorzimmer. Hauptmann Almatesta mit fünfzig Mann sofort nach dem Präsidio, meldet sich bei mir persönlich, ich bin vorher dort. Sie nehmen unten auf dem Platze sofort eine Coche, fahren zum Obersten Delgado und melden ihm, daß ich Ihnen auf dem Fuße folge. Ich bäte en camarade um eine Zigarre und um ein Glas vino tinto."

Beim Oberst Delgado fuhren die Herren Offiziere wie ein aufgescheuchter Krähenschwarm auseinander, als Don Cristobal mit seiner Meldung in die Gesellschaft platzte. Den Gestrengen heute abend hier zu sehen, das war alles, nur kein Vergnügen. Die Karten verschwanden, Gold, Silber und Bankzettel, die auf den Tischen lagen, ebenfalls. In fliegender Eile wurde abgerechnet, da erschien auch schon der General selbst.

„Ich hoffe, ich störe die Herren nicht," sagte er. Er trank ein Glas Wein und nahm eine Zigarre vom Obersten an.

„Apropos, Kommodore, es freut mich, daß ich Sie hier sehe," wendete er sich dann an den ebenfalls anwesenden de Castro. „Wie gefällt

Ihnen der amerikanische Kahn, der uns eben verlassen hat?"

„Eine Steamjacht allererſten Ranges, Exzellenz. Diese Eleganz der Linien, eine Pracht, dem Herzen eines Seemannes eine wahre Freude, schade, daß nur diese Geldsäcke sich so etwas leisten können."

„Weshalb sie uns wohl beehrt hat in diesen Zeiten?"

De Castro zuckte die Achseln.

„Was meinen Sie, Kommandant?" wandte sich der General an Delgado.

„Ich denke, der Herr hat Geschäfte hier gehabt," entgegnete der Oberst.

„Das war der Vorwand," sagte der General, „der eigentliche Zweck aber ist die Flucht der insurrecta, der Maria Bengochea."

Während der General das trocken, scheinbar ganz ruhig sagte, ließ sein lauernder Blick die beiden Offiziere keinen Augenblick los. Er sah aber nur zwei erstaunte, fragende Gesichter.

„Heute nacht soll die Sache vor sich gehen, nur deshalb komm ich her. Wo ist die Gefangene, Kommandant?"

„In ihrer Zelle, Exzellenz."

„Sie wird heute nacht eine andere Zelle bewohnen und besonders bewacht werden. Ich wünsche sie jetzt zu sehen, begleiten Sie mich, Kommandant, auch Sie bitte ich, Kommodore de Castro."

„Lassen sich die Herren nicht stören," wandte sich der General dann an die jüngeren Offiziere. „Die Herren werden gleich wieder bei Ihnen sein, ich habe dann allerdings zu thun. Gute Nacht! Don Cristobal, bitte."

Eine Ordonnanz hatte auf einen Wink des Obersten den Schließer benachrichtigt. Als man den Korridor, der zu der Zelle Mariens führte, betrat, harrte der Mann bereits der Herren.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die schwere äußere Thür knarrte in den Angeln, die zweite Thür wurde geöffnet, und den anderen voran trat der General ins Zimmer.

Im nächsten Moment schlug er eine heisere Lache auf. „Leer!" brüllte er den Obersten an.

In der That: vier nackte Wände, eine graue Kutte und ein paar Bastschuhe auf dem Bett sonst nichts.

„Ihren Degen, Kommandant."

Der Oberst war totenbleich.

„Hauptmann Almatesta mit fünfzig Mann der ersten Kompagnie der Gardejäger zur Stelle, Exzellenz," — hörte er in diesem Augenblick eine Stimme hinter seinem Rücken und sah, sich wendend, den Offizier mit der Hand an der Mütze in der Thür der Zelle stehen. — Er nahm sich mit einem Ruck zusammen, hakte seinen Degen aus dem Gehenk, überreichte ihn dem General und sagte in straffer Haltung: „Ich

werde ihn aus Ihrer Hand zurück erhalten, Exzellenz."

Der General antwortete nicht, gab den Degen seinem Adjutanten und befahl: „Mein Wagen hält vor dem Thor, liefern Sie den Obersten in der Hauptwache ab und erwarten Sie mich dann in meinen Zimmern. — Im Vorbeigehen beordern Sie die Leute, die draußen vor dem Thore so famos Wache gehalten haben, eben dahin. Den Schließer in die Eisen," wandte er sich dann an Hauptmann Almatesta. „Besetzen Sie alle Ausgänge. Wer kommt, wird eingelassen, hinaus niemand, bis ich persönlich Ihnen andere Befehle gebe. — Herr Kommodore, Sie gehen sofort an Bord, die Isabela catolica macht Dampf auf, die Boote und die Barkasse müssen in einer halben Stunde gefechtsfertig bemannt zur Verfügung meiner Befehle sein. Vorwärts, meine Herren."

Im Regierungsgebäude angekommen, verhörte der General zunächst die beiden Geheimpolizisten persönlich, die vor dem Thore des Präsidios hatten Wache halten sollen. Er erkannte sehr bald, daß sie auf keinen Fall an einem etwaigen Komplott beteiligt wären. Die langen Gesichter, die sie machten, als sie begriffen, daß ihnen eine gute Belohnung entgangen war, die Wut, die sie empfanden, als ihnen der General sagte, sie hätten sich düpieren lassen, dumme Kerls, die sie wären, war echt ... Nun

vernahm der General beide einzeln in der Weise, daß er sich ganz genau von Viertelstunde zu Viertelstunde von allem erzählen ließ: namentlich wen sie aus- und eingehen gesehen hätten, alle, auch die selbstverständlichsten Personen mußten sie nennen. Nirgends fand der General einen Anhalt. Da kam zuletzt die Rede auf den jungen Offizier, der kurz nach fünf das Präsidio verlassen habe, den beide Agenten aber, trotz ihrer sehr großen Personenbekanntschaft, nicht gekannt hatten.

Kurz nach fünf, und ist es ganz sicher, daß derselbe Offizier eben vorher erst mit den anderen Herren hineingegangen war?

Da war der Schlüssel: es stellte sich heraus, daß beide Leute zu ihrer eigenen Überraschung das nicht behaupten konnten, sie hatten es nur als ganz selbstverständlich angenommen. Wie der Tric eines guten Taschenspielers war die Sache angelegt.

Der General rief Don Cristobal. „Kein Zweifel," sagte er ihm, „die insurrecta ist in der Verkleidung eines spanischen Offiziers geflohen, kurz nach fünf. Telephonieren Sie: ich will sofort den Posten sehen, der um diese Zeit vor dem Casino español auf Wache gestanden hat, in der Richtung hat sie sich entfernt. Außerdem zitieren Sie sofort alle Leute, die heute die Überwachung des deutschen Klubs und der Villa Echegoyens hatten. Rasch, rasch, lassen Sie sie Wagen nehmen."

In fliegender Eile wurden die Gewünschten zur Stelle geschafft: der Posten, der vor dem Casino español gestanden hatte, erinnerte sich, daß er kurz nach fünf Uhr einen spanischen Offizier, den er nicht kannte und auf den er auch nicht sonderlich geachtet hatte, vom Parquecito herkommend gesehen habe, der auf ihn zugeschritten sei. Er habe zwei Herren begrüßt, die in einem Wagen aus der Calle obispo kommend, den Platz gekreuzt hatten, sei dann zu diesen in den Wagen gestiegen und davon gefahren. Die beiden Herren kannte er auch nicht.

Da halfen die Geheimpolizisten weiter, die im Café unter dem deutschen Klub sitzend Robert Berthold und Carlos Echegoyen mit einem spanischen Offizier hatten vorüber fahren sehen.

Der General war seiner Sache jetzt sicher. „Ein raffiniertes Spiel, aber wir werden ihnen doch noch die Karten aus der Hand schlagen," sagte er zu seinem Adjutanten. Während unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Bonny Kate gerichtet war, hat Maria Bengochea das Präsidio verlassen. Nach einem auf die Minute ausgerechneten Plan ist sie von ihrem Onkel und ihrem Bräutigam, die von der Landungsbrücke zurückfuhren, aufgenommen und nach der Chorrera geführt worden. Die drei sind zu derselben Zeit zu Hause angekommen, wo die Jacht ihres Freundes Reuter unter den Kanonen unserer Forts hindurch von Habana auslief. Die Bonny

Kate ist aber sicher nicht sogleich nach der Chorrera gedampft, sie hat ohne alle Frage nördlichen Kurs eingehalten, so lange sie den Fernrohren des Morro erreichbar gewesen ist, bei Dunkelwerden ist sie umgekehrt, in der Nacht wird sie dicht vor der Almendaresmündung erscheinen, um die Flüchtlinge, die sich inzwischen in Echegoyens Villa bereit halten, aufzunehmen. Jetzt ist es neun Uhr, aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir sie noch fassen können."

Mit der blitzschnellen Entschlußfähigkeit, mit der kalten Ruhe, die den Feldherrn am Kampftage macht, traf er jetzt seine Anordnungen und gab er seine Befehle. Er wollte nicht nur die Flucht der drei verhindern, sondern auch Reuter als Mithelfer zur Flucht fassen und sein Schiff aufbringen lassen.

Die Landeshoheit einer Macht erstreckt sich auch auf eine mehrere Seemeilen breite Zone des ihre Küste bespülenden Meeres. Die Isabela catolica erhielt Ordre, sofort auszulaufen und an der Grenze dieser Zone so zu kreuzen, daß die Bonny Kate an ihr vorüberlaufen mußte, wenn sie von der Chorrera wieder nach New-York Kurs nehmen würde. Die Dampfbarkasse der Isabela catolica wurde unter den Befehl von Don Cristobal selbst gestellt, der vom General dahin instruiert wurde, sofort nach der kleinen Bucht am Almendares zu dampfen, sich in deren Nähe so verborgen zu halten, daß er alles beob-

achten könnte, die Flucht der drei nicht zu hindern, sondern erst einzugreifen, wenn die Mitwirkung des fremden Schiffes zur Flucht der Verurteilten außer allen Zweifel gestellt wäre. Sollte sich dann der Amerikaner den bei entfalteter spanischer Kriegsflagge gegebenen Befehlen widersetzen, ihn nicht an Bord nehmen, so solle er die Bonny Kate auf den nördlichen Kurs drängen und sie, Signalschüsse gebend und Raketen werfend, so verfolgen, daß die Isabela catolica rechtzeitig auf sie aufmerksam werden mußte und ihr so sicher den Weg verlegen konnte. Von jedem Aufgebot von Polizeimannschaften oder Vorbereitungen von Verhaftungen an Land wurde Abstand genommen, um die Fliehenden so sicher wie möglich zu machen, damit der plötzliche Zugriff im letzten Augenblick völlig unerwartet erfolgte. Der General rechnete darauf, daß der Überfall umso verwirrender wirken und umso sicherer durchgeführt werden würde, wenn der Schlag erst in dem Augenblick träfe, wo die Flüchtlinge ihren Plan schon triumphierend für gelungen halten würden.

Um Mitternacht standen Maria Bengochea, ihr Onkel und Berthold in einem der Zimmer am Fenster, die, über dem Bogengang gelegen, direkt aufs Meer hinaus gehen, alle drei in äußerster Spannung mit ihren guten Marinegläsern in die Nacht hinausspähend. An das benachbarte Fenster war ein Tisch herangeschoben,

auf dem die größte Lampe brannte, die man im Hause hatte. Eine große silberne Schüssel, die man senkrecht hinter der Lampe aufgestellt hatte, wirkte als Reflektor und warf einen schmalen Lichtstreifen über die kleine Bucht ziemlich weit hinaus in die See. Man hatte auf diese primitive Art und Weise ein Seezeichen geschaffen, das mit guten Fernrohren von Bord der Bonny Kate gesehen werden konnte und sie genügend orientieren mußte. Seit elf Uhr stand man schon auf dem Posten. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Monoton plätscherten unten an der Landungsbrücke die Wellen gegen das Boot, in dem die beiden Diener Echegoyens und Bertholds bereits warteten. Endlich blinkte dicht vor dem Wartturm dreimal kurz hinter einander ein Licht auf und erlosch wieder. Es war eines der runden Kajütenfenster der Bonny Kate, hinter dem man eine elektrische Glühlampe aufblitzen ließ. Als Antwort blies Don Carlos die Lampe auf dem Tisch aus. Kurz darauf sandte ein elektrischer Scheinwerfer seinen Lichtstreifen über das Wasser. Die Bonny Kate hatte beigedreht, der Scheinwerfer suchte langsam über das Wasser weg seinen Weg, bis er den Fuß des Wartturms und den Eingang der Bucht fand. Gleich darauf hob sich der Lichtstreifen ein wenig, bis zu den Fenstern über dem Bogengang und erhellte für einen Augenblick das dunkle Gemach und drei bleiche Gesichter.

Dann erloſch er. Lautlos eilten die Flüchtlinge durch den Bogengang, durch das Pförtchen, die Treppe hinab zum Boote. In wenigen Minuten waren ſie eingeſtiegen, Maria am Steuer, die beiden Diener an den Riemen, Don Carlos und Robert Berthold auf den Seitenbänken im Heck, die Winchesterbüchſen, die darunter gelegen hatten, auf dem Knie.

„Los!“ kommandierte Don Carlos leiſe.

Lautlos glitt das Boot hinaus, zwiſchen den Klippen hindurch und nahm ſeinen Weg auf einen dunkelgrünen Lichtpunkt zu, der in einer Entfernung von kaum tauſend Schritt auf dem Waſſer zu ruhen ſchien: eine große Laterne, die die Bonny Kate von ihrem Bugſpriet am Tau bis faſt auf die Meeresfläche herabgelaſſen hatte.

Die Hälfte des Weges war zurückgelegt. Eben ſagte Maria zu Robert: „Gott ſei Dank,“ da ſtieg ziſchend eine Rakete hinter ihnen auf, die gleich darauf, und zwar in mäßiger Höhe, hunderte von weißen Leuchtkugeln ausſtreute, die die ganze Scene, das fliehende Boot, die wartende Steamjacht den Verfolgern zeigten.

„Die Barkaſſe der Iſabela catolica,“ rief Berthold, den für eine Sekunde wahnſinnige Angſt um ſeine Braut befiel.

„Schießt über mich weg,“ ſagte Maria ruhig.

Im nächſten Augenblick krachten die Büchſen Bertholds und ihres Onkels. An Bord der Bonny Kate begriff man, um was es ſich handelte.

Der Scheinwerfer strahlte in voller Kraft, und wenige Sekunden später hatte er die Barkasse gefunden. Taghell beleuchtet lag sie auf dem schwarzen Wasser, während völlige Nacht das fliehende Boot deckte. Die Barkasse war bereits so nahe, daß man die spanische Flagge, die Bemannung von Marinesoldaten und den Adjutanten Don Cristobal, an den hölzernen Mantel des kleinen, aufrechtstehenden Kessels gelehnt, deutlich erkennen konnte. Wieder warf die Barkasse eine Leuchtrakete, für einen Augenblick erblickte Don Cristobal wieder seine Opfer und den Dampfer. Der Dampfer sah fremd aus, nicht weiß wie Bonny Kate und ohne deren charakteristische schräge Masten, er führte einen breiten schwarzen Streifen unter der Reeling und den Namen 'The flyer' am Bug.

Die Jacht hatte Maske gemacht für die nächtliche Expedition: bereitgehaltene schwarze Wachstuchbahnen waren aufgenagelt, die Stahlmasten wie Fernrohre zusammengeschoben und der falsche Name in sehr großen weißen Buchstaben aufgeheftet worden.

Am kleinen Flaggenmast der Barkasse stieg das Signal 'Halt' auf, und gleich darauf wurde die kleine Bugkanone gelöst. Während das Geschoß über das verfolgte Boot hinwegsauste, wand sich schon der Mann, der es abgefeuert hatte, von Bertholds Kugel niedergestreckt im Blute. Aber die Barkasse kam näher und näher,

sie war höchstens noch hundert Schritte vom Boot entfernt und der Weg zum Schiff betrug mindestens ebensoviel. Don Carlos sagte heiser: „Explosionspatronen, nur nach dem Kessel, Roberto.“

Don Cristobal war verschwunden. So als Zielscheibe für die beiden Winchesterbüchsen beleuchtet zu werden, war ihm ungemütlich geworden. Schuß auf Schuß fiel. Verschiedene Geschosse hatten den Kesselmantel bereits getroffen und breite Stücke der Holzverkleidung abgerissen. Da krachte wieder Echegoyens Büchse, und im nächsten Augenblick erfolgte eine furchtbare Detonation. Der Kessel war explodiert, die Barkasse flog in die Luft. —

Die Flüchtlinge waren gerettet.

Die Isabela catolica kreuzte vergebens.

Am andern Tage landete Bonny Kate Don Carlos Echegoyen an der insurgierten Küste, und einige Wochen später wurden Robert und Maria in Boston getraut.

Carl Reißner, Dresden.

Soeben erschienen:

Freiheit für Kuba

Novelle

von

Theodor Duimchen.

Broch. 1 Mk. 50 Pf.

Schon als die Novelle unter dem Titel

Cuba libre!

(der für die Buchausgabe gewählte deutsche Titel ist die Übersetzung dieses Feldgeschreis der Kubaner) in der Kölnischen Zeitung erschien, erregte sie allgemeinste Beachtung; sie spielt während des vorigen, noch einmal von den Spaniern unter Martinez Campos nieder geworfenen, Aufstandes von 1868—1878.

Von demselben Verfasser ist bei **Rob. Friese** Sep.-Cto., **Leipzig**, in zweiter Auflage der Roman

Kopf und Herz

1 Band elegant gebunden 6 Mk.,

brochiert Preis 5 Mk.,

erschienen, der in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus, von der Kritik ganz vorzüglich aufgenommen worden ist. Einige Beispiele:

Die Dresdner Neuesten Nachrichten:

Kopf und Herz des Lesers finden in der Lektüre des fesselnd geschriebenen Buches beide ihre Befriedigung u. s. w.

Der Dresdner Anzeiger:

„Eigenartig in jeder Zeile, immer echt bis in die kleinsten Einzelheiten und dabei ein wirkliches Kunstwerk von hohem Gehalt, ist der Roman bleibender Wirkung unbedingt sicher."

Die Gesellschaft, Monatsschrift f. Kunst, Litteratur u. s. w.

„Der Roman setzt vorzüglich ein mit der Schilderung eines Stiergefechtes ... spannende Handlung ... weiß den Leser bis an den Schluß zu fesseln" u. s. w.

Die Rundschau für Litteratur, Kunst und Wissenschaft:

„Kopf und Herz verdient die Berücksichtigung weiterer Kreise, denn er bietet all das, was der Leser von einem spannenden, geistreich geschriebenen, und daher gutem Buche erwarten kann."

Leipziger Tageblatt:

Der sehr spannend durchgeführte Konflikt ... vollbefriedigende Lösung des interessanten Problems ... ein Gesamtbild von höchst fesselnder Art ... geistiger Gehalt und poesievolle Gestaltung gleich bedeutungsvoll.

Leipziger Zeitung:

Die Charakteristik ... ist gut gelungen ... packende Darstellung ... die durch außerordentliche Kraft und Plastik überrascht. —

Neue Badische Landeszeitung:

Soeben erschien „Kopf und Herz" von Theodor Duimchen in zweiter Auflage. Es ist höchst überflüssig, den äußerst spannenden Roman einer Kritik zu unterziehen. Wir nehmen nochmals Veranlassung, ihn unseren Lesern warm zu empfehlen.

Die Bayerischen Verkehrsblätter:

„.... feine Sprache ... gut geschürzte Verwicklung."

Die Nordhäuser Zeitung:

„Wir empfehlen diesen Roman als treffliches Weihnachtsgeschenk für fühlende Frauen und denkende Männer."

Wochenblatt d. Johanniter-Ordens Balley, Brandenburg:

Glänzende Schilderungen des Madrider Lebens nehmen den Leser vorweg vorteilhaft für des Verfassers Erzählungskunst ein u. s. w.

Die Elbinger Zeitung:

„Kopf und Herz ist ein Werk, das nicht den Stempel der Alltäglichkeit trägt ... Wo der Kopf spricht, ist es der eines reifen Denkers, der immer anzuregen versteht; wo das Herz schlägt, da schlägt es so wild, daß die

Pulse im Fiebertempo eilen," „interessant ist sein Roman ... mehr als die meisten seiner Genossen in der Litteratur von heute."

Die Stralsundische Zeitung:

Der überaus ansprechende Roman ... ist so spannend, daß der Leser von Anfang bis zum Schluß gefesselt wird ...

Das Hamburger Fremdenblatt:

„Eine Lektüre, die den Geist und das Talent des Verfassers außer allen Zweifel stellt."

Milwaukee Herold:

Der Verfasser verfügt über seltene schriftstellerische Mittel ... ein Meister der Schilderung: ob er das Bild eines spanischen Stiergefechts, einer Tropennacht, einer Rheinlandschaft, einer Person oder einer Gesellschaft entwirft, oder ob er uns in kühle Gedankenabstraktionen verstrickt, er packt und wirkt stets anregend.

Ferner, ebenfalls glänzend besprochen:

Aus altem Hause.

Roman.

Broch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Die Kunst.

Novellen.

Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Kupfer.

Lustspiel.

Broch. 2 Mk.

Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Jantje Verbrügge.

Roman von Theodor Duimchen.

VITA

DEUTSCHES VERLAGSHAUS
G. m. b. H.

BERLIN W. 50.

NEUE BELLETRISTISCHE WERKE!

Luis Coloma, Lappalien. Roman. VII. Aufl.	Brosch. Mk.	3.50,	geb. Mk.	4.50.
Dasselbe. Luxusausgabe auf Büttenpapier in Pergament			geb. „	7.50.
Hans Land, Von zwei Erlösern. Roman . . .	Brosch. Mk.	3.—,	„ „	4.—.
Georg Engel, Die Last. Roman	„ „	3.—,	„ „	4.—.
— — **Zauberin Circe.** Roman . . .	„ „	3.—.		
— — **Des Nächsten Weib.** Roman . .	„ „	3.—.		
Annie Bock, Einsamkeit. Roman	„ „	3.—,	„ „	4.—.
— — **Die Familie Rizzoni.** Roman .	„ „	4.—.		
Rider Haggard, Das Herz der Welt. Roman .	„ „	3.—,	„ „	4.—.
Eva, Der letzte Mann. Roman	„ „	3.—,	„ „	4.—.
Alex. Moszkowsky, Satyr. Humoresken . .	„ „	3.—,	„ „	4.—.
R. Bredenbrücker, I bin a Lump. Novellen .	„ „	2.50,	„ „	3.50.
P. O. Höcker, Was die Leute sagen. Roman .	„ „	2.50,	„ „	3.50.
Suttner-Fawkes, Der Kaiser v. Europa. Roman	„ „	2.50,	„ „	3.50.
Jean Rameau, Die Rose von Granada. Roman	„ „	2.50.		
Rich. Bredenbrücker, Dörcherpack. Roman	„ „	2.—,	„ „	3.—.
Georg Engel, Das Hungerdorf. Novelle . . .	„ „	2.—.		
— — **Abschied.** Schauspiel	„ „	2.—.		
Maria Janitschek, Gelandet. Roman	„ „	2.—,	„ „	3.—.
Wilhelm Jensen, Der Nachbar. Novelle . .	„ „	2.—,	„ „	3.—.
Wilma Lindhé, Ragnhild. Roman	„ „	2.—.		
A. Lugowoi, Wenn's Küsse regnet. Novelle .	„ „	2.—.		
V. v. Reisner, Mein Herrenrecht. Novellen .	„ „	2.—.		
G. Rovetta, Der Ulanenleutnant. Roman . .	„ „	2.—,	„ „	3.—
Carl Spitteler, Conrad der Leutenant. Roman	„ „	2.—,	„ „	3.—
Luis Coloma, Buch der Kinder. Geschichten	„ „	1.—,	„ „	2.—.
A. Hauschner, Die Unterseele. Novelle . . .	„ „	1.—,	„ „	1.50.
J. Potapenko, Dämon Kunst. Novelle . . .	„ „	1.—.		
Dora Duncker, Familie. Novelle	„ „	0.75,	„ „	1.—.

Kurze Geschichten. I. Jahrgang. 12 Bände. brosch. à 60 Pf., geb. 90 Pf.

Die Romanwelt. Wochenschrift. pro Quartal Mk. 3.75.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

1177